

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 25 Pfennig
Bankkonto: Dank der Arbeiter, Angestellten und Beamten. A.-G.
Berlin S. 14 - Postcheckkonto Stuttgart Nr. 6804

Verantwortlicher Schriftleiter: Felix Kummer
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Koblstraße 16
Fernsprecher C.-21 628 41

Erscheint wöchentlich am Samstag
Anzeigenpreis: Für den Stellenmarkt die 10 gespartene Millimeter
zeile 90 Pf. / Eingetragen in die Reichspostzeitungsliste

Verschiedene Arten der Arbeitslosigkeit

Noch mehr als gewöhnlich wirft die bürgerliche Gelehrsamkeit dann mit Fremdwörtern um sich, wenn sie sich am Ende ihres Vortrags steht. Von Kant stammt das treffende Wort, daß so mancher Arzt glaubt, dem Kranken geholfen zu haben, wenn er für seine Krankheit einen Namen findet. Es gewährt immer ein behagliches, beruhigendes Gefühl, wenn man hört, daß der Arzt die Krankheit zu benennen weiß; dann muß er doch wohl auch wissen, was mit ihr los ist.

Zur Ehre der Heilkunde darf gesagt werden, daß sie jetzt im großen und ganzen über solchen Fokusfokus hinaus ist. Natürlich gibt es noch Krankheiten genug, deren Wesen nicht erkannt ist, und es kommen auch immer noch neue hinzu — man braucht bloß an Radioverbrennungen zu denken —, und natürlich beginnt die Erforschung stets damit, daß man dem Ding einen Namen gibt. Aber kein verständiger Arzt bildet sich heutzutage noch ein, damit mehr gewonnen zu haben als eben einen Namen. Zu Kant's Zeiten und noch früher war das anders, wie zum Beispiel Molieres Komödie vom eingebildeten Kranken zeigt.

So erfreuliche Fortschritte hat die Heilkunde gemacht. Leider kann man der Heilkunde am sozialen Körper nicht das gleiche Lob spenden. Hier steht die Pflückererei noch in voller Blüte, hier bilden sich die „Ärzte“ oder solche, die es zu sein behaupten, immer noch ein, die Erfindung eines neuen, gelehrig klingenden Namens sei eine Leistung.

Lebhafte Arbeitslosigkeit ist die Erkrankung im Wirtschaftsleben, die sie am meisten angibt. Ich werde dem Beseren dieses Blattes nichts Neues, wenn ich sage, daß die Arbeitslosigkeit nicht an sich eine Krankheit ist, sondern Begleiterscheinung und Folge der schweren Erkrankung, woran der Gesellschaftskörper leidet. Daraus ergibt sich, daß jedes Herumkurieren an der Arbeitslosigkeit Pflückererei bleiben muß. Du magst die Arbeitsnachweise noch so vollkommen ausgestalten, die Aufträge der „öffentlichen Hand“ noch so planmäßig über das ganze Jahr oder auch über mehrere Jahre verteilen — damit können wohl hier und da die Schmerzen ein wenig gelindert werden, aber die Arbeitslosigkeit als Massenkrankheit bleibt bestehen. Es ist, als wenn der Arzt sich besonnen wolle, auf ein eiterndes Geschwür eine kühlende Salbe zu legen, anstatt im Körper selbst die Ursachen des Geschwürs und der Eiterung zu ermitteln und zu beseitigen. Tiefer, viel tiefer im Lebensorganismus der Gesellschaft müssen die Ursachen der Arbeitslosigkeit gesucht werden.

Aber gerade das will die besitzende Klasse nicht, weil sie ahnt, daß da Dinge an den Tag kommen könnten, die ihr sehr unangenehm wären. Statt dessen mühen sich die Kurpfuscher der bürgerlichen Wissenschaft im Schweiße ihres Angesichts, gute Ratschläge zu erteilen, wie man äußerlich an der Arbeitslosigkeit herumbasteln solle, und das erste auf diesem Wege ist selbstverständlich die Erfindung neuer, möglichst schwer verständlicher Namen.

So haben sie den Finger an die Nase gelegt und verkünden von ihrem Lehrstuhl herab: es gibt drei Sorten Arbeitslosigkeit, „saisonmäßige“, „konjunkturelle“ und „strukturelle“. Davon wird zwar kein Arbeitsloser satt, aber wir sind doch in der „Erkenntnis“ einen Schritt weiter gekommen.

Sind wir das wirklich? — Die Bauarbeiter, die Schneider und andere sind bekanntlich zu gewissen Jahreszeiten regelmäßig gar nicht oder nur wenig beschäftigt. Das ist die „saisonmäßige“ Arbeitslosigkeit, die immer wiederkehrt. Zwar tut der Hunger deswegen nicht weniger weh, weil er jedes Jahr zur bestimmten Zeit wiederkommt. Aber dem Bourgeois bereitet das keine Sorge. Er sieht das als eine Art Naturgesetz an, womit sich die Betroffenen abzufinden haben. Wären sie in den Monaten der Beschäftigung sparen für die schlechte Jahreszeit. Obwohl es den Unternehmern im Traume nicht einfallt, ihnen zu diesem Zweck doppelte Löhne zu geben. Man fühlt ordentlich die Erleichterung in den Berichten der Arbeitsnachweise und Konjunkturinstitute, wenn sie behaupten, daß die Arbeitslosigkeit „nur saisonmäßig“ sei. Daß auch dies schon ein ganz widerständiger, krankhafter Zustand ist, das geben sie einfach nicht zu.

Etwas unangenehmer ist ihnen die „konjunkturelle“ Arbeitslosigkeit. Etwas, aber nicht viel. Das soll nämlich diejenige Arbeitslosigkeit sein, die durch allgemeinen Rückgang der Geschäfte hervorgerufen wird. Sie ist demnach ein Zeichen solchen Rückgangs und deshalb, nur deshalb der besitzenden Klasse unangenehm. Zu tun ist da nach ihrer Meinung weiter nichts. Man muß eben abwarten, bis die Geschäfte wieder besser gehen, allenfalls durch irgendwelche Maßregeln hier zu nachhelfen. Dann wird diese Art Arbeitslosigkeit „von selbst“ wieder aufhören.

Nun hat sich aber herausgestellt — wir haben schon oft darüber geschrieben —, daß neuerdings auch bei gutem Geschäftsgang die Arbeitslosigkeit riesengroß ist und nur wenig nachläßt. Das kann nicht von der ungleichen Beschäftigung in verschiedenen Jahreszeiten herrühren, auch nicht von schlechtem Wirtschaftsstand, es muß einer Wandlung im inneren Aufbau der „Struktur“ der Wirtschaft zugeschrieben sein. Deshalb haben die Herren Professoren dafür den Namen „strukturelle“ Arbeitslosigkeit erfunden. Daß sie nicht „von selbst“ sich auflösen kann, daß hier etwas geschehen muß, das läßt sich nicht gut ableiten. Und so ist der Erfolg der Namensgebung der, daß sich die Bemühungen auf die „strukturelle“ Arbeitslosigkeit beschränken und daß der Bourgeois die „saisonmäßige“ und „konjunkturelle“ Arbeitslosen in größter Seelenruhe hungern und verhungern läßt, ohne Gewissensbisse dabei zu spüren. Da sage noch weiter, daß solche Namensfinderei keinen Zweck habe!

fragt man aber weiter, was denn die bürgerliche Gesellschaft nun wenigstens gegen die „strukturelle“ Arbeitslosigkeit tut, so stellt sich heraus, daß es auch nur Redensarten sind. Da hat man in England Anfang dieses Jahres drei Leute von Staats wegen damit beauftragt, das Wesen der Arbeitslosigkeit zu untersuchen und Mittel der Abhilfe vorzuschlagen. Dieser sogenannte Industrial Transference Board (Industrie-Verpflanzungs-Ausschuß) hat jetzt seinen Bericht erstattet. Daraus erfährt man, daß im Bergbau 200 000, im Schiffbau, Eisen-, Stahl-, Maschinenbau 100 000 und in der Bekleidungsindustrie mindestens 50 000 Arbeiter voraussichtlich dauernd „überflüssig“ sind. Ich habe meine Gründe, anzunehmen, daß es zum mindesten in der Textilindustrie schon jetzt mehr sind. Aber selbst so ist die Zahl grauenerregend. In ganz Großbritannien gab es bei der letzten Zählung 1921 in Industrie und Bergbau nur knapp 10 Millionen Erwerbstätige. Sehen wir den Fall, sie hätten sich heute auf 12 Millionen vermehrt. Dabei sind jedoch Unternehmer, Direktoren, Prokuristen usw. mitgerechnet. Also wird die Zahl der Arbeiter auch heute 10 Millionen kaum übersteigen. Davon können 3/4 bis auf keine Beschäftigung mehr hoffen! Diese Zählung umfaßt aber nur die wenigen oben genannten Industriezweige. Dazu kommen noch die in anderen Industrien „überflüssigen“ und dann die Masse der „saisonmäßig“ und der „konjunkturell“ Arbeitslosen. Und endlich die Tatsache — wovon in dem Bericht überhaupt keine Rede zu sein scheint — daß diese Entwicklung sich fortsetzt. Die Nationalisierung geht weiter, die „Struktur“ der Wirtschaft wird weiter gewandelt, und folglich muß die Zahl derjenigen, die nie wieder Beschäftigung finden können, weiter wachsen.

Wer sich das ohne Vorurteil überlegt, muß zu dem Schluß kommen, daß wir auf diesem Wege einem totalen Zusammenbruch zusteuern und daß nur ein rechtzeitig vollkommener Ausbau der Wirtschaft uns davon retten kann. Sind doch die volle Hälfte jener dauernd Brotlosen in England Leute zwischen 18 und 36 Jahren, also im arbeitsfähigsten Alter! Anstatt ruhig zuzusehen, wie das Profitbedürfnis des Kapitals die Struktur der Wirtschaft so weiter wandelt, muß bei Zeiten eingegriffen und ihre Struktur in der umgekehrten Richtung, auf die Bedarfsbefriedigung hin, gewandelt werden. Die Wege dazu weist der Sozialismus.

Aber das gerade will die besitzende Klasse nicht. Deshalb bleibt ihr nichts übrig als die Arbeitslosen abzuschieben. Nach anderen Gegenden oder nach den Kolonien. Davon redet man in England schon seit ein paar Jahren, und einen anderen Vorschlag weiß auch der Industrial Transference Board nicht. Aber gesetzt selbst den Fall, in anderen Gegenden sei die Arbeitslosigkeit heute noch nicht so groß, so wird es doch bald dahin kommen, besonders wenn man ein paar mal hunderttausend Leute hinbringt. Und was die Kolonien anbelangt, so haben Australien und Südafrika bereits Einspruch erhoben: sie haben selbst Arbeitslose genug und wissen nicht, was mit ihnen anfangen.

Kreditregelung durch die Banken

Die Welt der Fabrik- und Bankdirektoren lebt in ständiger Angst vor der kommenden Krise. Seit einer Reihe von Monaten schon ertönen aus jedem Bericht der Handelskammern, der Großbanken usw. die Entwürfe. Wie es scheint, mit Unrecht. Die Zahlen der amtlichen Statistik weisen bisher keine Merkmale einer herannahenden Krise auf. Das ist freilich nicht unbedingt zuverlässig, denn wir wissen ja, daß die amtliche Statistik so manches liebe Mal die Dinge nicht eben mit voller Naturtreue wieder spiegelt. Es könnte also sein, daß der mitten im Wirtschaftsgetriebe stehende Fachmann mancherlei Krisenzeichen sieht oder spürt, die dem auf die amtliche Statistik beschränkten Beobachter verborgen bleiben. Ich glaube indessen kaum, daß das für diesen Fall zutrifft. Es sind vornehmlich andere Gebiete, in denen die Ungenauigkeit der amtlichen Zahlen vorherrscht, zum Beispiel der Lebenshaltungsindex. Auch erklärt sich die Ursache der Geschäftsleute leicht eben gerade aus ihrer Unkenntnis der tieferen Wirtschaftszusammenhänge (das heißt jener „ehernen Gesetze“ der Wirtschaft, von denen sie so oft reden und so wenig wissen). Seit mehr als hundert Jahren sind sie es gewohnt, das die gute Wirtschaftslage stets früher oder später von einer Krise abgelöst wird. Warum es so ist, das wissen sie nicht. Sie halten diese unablässige Abwechslung von „Wellenberg und Wellental“ in der Wirtschaft einfach für ein Naturgesetz. Nun dauert gegenwärtig der gute Geschäftsgang schon ziemlich lange (wenn auch bei weitem noch nicht so lange, wie er in der Vorkriegszeit zu dauern pflegte). Das macht sie nervös. So wie ein Greis, je älter er wird, um so mehr jeden Tag vom Tode übertrachtet zu werden erwartet, so haben sie eine höllische Angst davor, eines schönen Tages mitten in einer fürchterlichen Krise aufzuwachen. Daher die wachsende Unruhe in ihren Berichten.

Das hat nun natürlich eine Erörterung darüber veranlaßt, ob man denn nichts zur Beseitigung oder wenigstens zur Milderung der Schwankungen des Geschäftsstandes tun könne. Und diese Erörterung offenbart wieder einmal, wie hoffnungslos die bürgerliche Welt jedem Verständnis der kapitalistischen Wirtschaft gegenübersteht, wie beharrlich sie Ursache und Wirkung verwechselt, weil sie den Angelpunkt nicht sehen kann noch will, nämlich die Tatsache, daß einzig und allein das Streben nach Profit den Gang der kapitalistischen Wirtschaft bestimmt.

Zwei Mittel, so schrieb vor kurzem die Frankfurter Zeitung, stehen uns zwecks Einwirkung auf den Wirtschaftsverlauf zur Verfügung: die Kreditpolitik der Banken und die Verteilung der öffentlichen Austräge.

Bekanntlich werden in der jetzigen Entwicklungshöhe des Kapitalismus die Unternehmungen zum allergrößten Teil mit geliehenem Kapital betrieben. Kreditgeber sind meist die Banken, da die Kapitalbesitzer nur in den allerjüngsten Fällen Zeit, Lust und Fachkenntnis genug haben, sich um die Unterbringung ihres Geldes in der Industrie zu kümmern. Sie geben es einfach zur Bank, beziehen ihre Zinsen und überlassen die weitere Sorge der Bank oder richten sich wenigstens nach deren Rat beim Ankauf von Aktien u. dergl.

Also, meint der bürgerliche Denker, haben wir in den Banken die Zentralstelle, von wo aus die Kredite in die Wirtschaft fließen. Da muß es doch möglich sein, von dieser Zentralstelle aus den Zufluß so zu regeln, daß nicht fortgesetzt alles draußen und drüber geht.

Dazu dürften Maßnahmen nach zwei Richtungen hin erforderlich sein: Erstens müßten die Banken die verschiedenen Produktionszweige einigermaßen aufeinander abstimmen, also etwa dafür sorgen, daß die Fabrikanten von Backöfen und sonstigen Bäckereiapparaten nicht durch übermäßigen Kapitalzufluß veranlaßt werden, mehr (oder auch weniger) zu produzieren, als die vorhandenen Bäckereien nach Maßgabe ihres Abnahmepotential verbrauchen können.

Man braucht das nur einen Augenblick zu überdenken und sofort sieht man ein, daß hiermit den Banken eine Aufgabe zugewiesen würde, der sie unter gar keinen Umständen gewachsen sind. Sie müßten dann einen Überblick über alle Wirtschaftszweige bis in deren innersten Verhältnisse hinein besitzen, den sie sich nie und zimmer verschaffen können. Schon deshalb nicht, weil sie gar keine Zeit dazu haben. Denn auch der Bankdirektor will und muß Profit machen. Wo käme er hin, wenn er seine Zeit mit solchen Untersuchungen verplumpert wolle! So sind denn auch alle Versuche in diesem Sinne kläglich gescheitert. Hat man doch in der Inflationszeit in Deutschland nicht einmal vermocht, die Wertenspekulation durch Entziehung von Kredit einzudämmen. Und in Amerika befindet man sich gegenwärtig seit zwei Jahren in demselben hoffnungslosen Kampf gegen die Spekulation. Je mehr man dagegen angeht, desto mehr schwellen dort die sogenannten „Wallstreetaralehen“ an, die der Spekulation dienen. Dabei handelt sich hier nur erst um die ganz grobe Unterscheidung zwischen Krediten, die überhaupt irgendwie zur Produktion, und solchen, die nur zur Spekulation verwandt werden. Nicht einmal das vermögen die Banken zu leisten. Wie sollen sie auch? Wie können sie nachprüfen, was der Kreditnehmer nachher mit dem empfangenen Gelde macht? Wenn es überhaupt möglich wäre, so würde es einen Aufwand an Zeit und Arbeit erfordern, der den Banken viel zu teuer zu stehen käme. Im Jahre 1923, während der tollsten Inflation, versicherte der damalige Reichsbankpräsident Havenstein einmal im Reichstag, die Kredite, die die Reichsbank gewährt, würden sorgfältig auf ihre Verwendung geprüft. Als man ihn aber fragte, wie er das mache, lautete seine entrüstete Antwort: „Das Wort eines ehrbaren Kaufmanns gilt bei uns. Wo kämen wir hin, wenn das Wort eines Kaufmanns nicht mehr gelten sollte!“ Was soviel bedeutet wie: Die Reichsbank fragt einfach den Kreditnehmer, wozu er das Geld verwenden wolle, und was er ihr dann antwortet, das glaubt sie ihm. So sah 1923 die „Prüfung“ aus. Heute kann es selbstverständlich auch nicht anders sein, denn es gibt ja gar keine anderen Mittel und Möglichkeiten.

Das zweite Heilmittel, das von den Banken aus anwendbar erscheinen möchte, ist die Regelung des Kreditzuflusses überhaupt, ohne den Versuch, die einzelnen Produktionszweige untereinander in Einklang zu bringen. Es erscheint denkbar, daß die Banken bei übermäßigem Aufschwung mit dem Kredit allgemein zurückhalten und wiederum bei nachlassender Konjunktur den Kapitalstrom verstärken. Dieser Gedanke spielt in der Erörterung und auch in der Praxis eine große Rolle. Ihm wollen wir eine besondere Betrachtung widmen.

Vergeudung und Eigennutz

Der Unternehmerhyndikus Dr. F. Meesmann hat an der Universität in Gießen Vorträge über „Grundfragen der Wirtschaft“ gehalten. Das wäre gewiß nicht der Erwähnung wert, wenn nicht der Mittelrheinische Fabrikantenverein die Vorträge hätte drucken lassen, was man so aussagen muß, daß dieser Verein von Unternehmern sich die Weisheit des Syndikus zu eigen macht. Es sei darum die wirtschaftliche Erkenntnis des Syndikus mit einem Zitat dargelegt. Er sagt da unter anderem:

„Jeder bringt das zu Markte, was er nach seinen Beobachtungen und Erfahrungen mit Nutzen abgeben kann. Verrechnet er sich, so trägt er den Schaden. So bringt der persönliche Nutzen oder Schaden die Ordnung in der Wirtschaft zuwege.“

Wie diese Ordnung der Wirtschaft, von der der Herr Syndikus Meesmann und die Drudrucker seiner Vorlesungen offenbar keine Ahnung haben, aussieht, sei durch Wiedergabe einiger Stellen aus Stuart Chajes Buch „The Tragedy of Waste“ gezeigt, das jetzt bei Oldenburg, Berlin in deutscher Sprache (Tragödie der Verschwendung) erschienen ist. Chajes Untersuchungen führen allerdings auf amerikanischen Verhältnissen, aber es ist in Europa bestimmt nicht anders. Das ganze Buch ist nichts als eine Darstellung des Wahnsinns der kapitalistischen Ordnung. Chajes zitiert einige Sätze von Bolsho, die dieser seiner Untersuchung von europäischen Hungergebieten voranstellt:

„Unser Weltsystem ist so aufgebaut, daß jede neue Unglücksquelle entfernteren Teilen der Welt Wohlstand und Freude bringt. ... Eine Hungersnot nützt in ihren ersten Wirkungen den zarteren großen Gruppen und Klassen. ... Bei Erhalt der Nahrung einer Hungersnot wird jeder Landwirt auf drei Erntezeiten

Die Bayerische Motorenwerke AG., München

gesehen. Die Durchführung der Kapitalerhöhung beweist aber weiter, wie hoffnungsvoll die Gesellschaft die Gewinnmöglicheiten ihres Hauptgeschäftszweiges, des Motorenbaues, ansieht, denn wenn auch nur 1 vH der bisherigen Dividende im Zweifelsfalle, würde man sich hüten durch Heraussetzung des Kapitals, noch dazu um eine solch namhafte Summe, den Betrag zu erhöhen, der Anspruch auf diese Dividenden hat.

Werfen wir jetzt einen Blick in die Liste der Hauptmächte bei diesem Geschäft, der Aufsichtsratsmitglieder. Neben einem Berliner und dem Münchener Direktor der Deutschen Bank, von denen der erste den Vorsitz im Aufsichtsrat inne hat, je einem Direktor der Disconto-Gesellschaft und der Darmstädter und Nationalbank, Filiale München, sowie einigen anderen Inhabern bekannter Berliner Bankhäuser, finden wir als stellvertretende Vorsitzenden keinen geringeren als Herrn Camillo Castiglioni, Inhaber des Wiener Bankhauses gleichen Namens, das gleichzeitig noch einen Direktor in den Aufsichtsrat entsendet. Auch ein Direktor der Daimler-Benz AG., Stuttgart, hat einen Sitz im Aufsichtsrat. Insgesamt besteht der Aufsichtsrat aus 13 Personen.

Die Bezüge dieses Aufsichtsrats betragen im letzten Jahre außer der Dividende, die ihnen aus ihrem privaten Aktienbesitz zufließt, zusammen rund 73000 Mk. Die diesen Aufsichtsratsmitgliedern verbürgte jährliche Mindestvergütung betrug aber nur 4000 Mk. für den Vorsitzenden und seinen Stellvertreter und je 2000 Mk. für das gewöhnliche Aufsichtsratsmitglied. Das würden also 30000 Mk. zusammen sein. Daß man den Aufsichtsratsräten aber fast das 2½fache dieser Mindestsummen zugestillt hat, ist jedenfalls ein Beweis für die glänzende Lage der Gesellschaft.

Nach dem Stande vom 31. Juli 1928 beträgt das Bankguthaben einschließlich des Erlöses aus der jüngsten Kapitalerhöhung nicht weniger als 11,8 Millionen Mark gegenüber 4,89 Millionen Mark am Schluß des vergangenen Jahres. Die Umsätze haben nach Angabe des Prospektes 1925 15,1 Millionen Mark, 1926 in scharfem Rückgang 9,6 Millionen, 1927 aber wieder 17,7 Millionen Mark betragen. Die Außenstände zeigen am 31. Juli 1928 ein starkes Aufschwellen gegenüber dem letzten Jahresfuß, und zwar von 0,73 Millionen auf 4,8 Millionen Mark. Ebenso sind die Anzahlungen von 1,2 Millionen auf 5,08 Millionen Mark gestiegen, beides Beweise für neue starke Umsatzerhöhung.

An Beteiligungen besitzt die Gesellschaft fast das gesamte Aktienkapital der Dreh-Werke AG. in Hamburg; diese Beteiligung steht mit 400000 Mk. zu Buch. Diese Gesellschaft, die in den letzten beiden Jahren mit Verlust gearbeitet hat, ist in Auflösung begriffen. Die gesamten Sachwerte sind bereits verkauft. Aus der Abwicklung wird, wie die Verwaltung versichert, ein den Buchwert dieser Beteiligung bedeckender Erlös erwartet. Ferner besitzt die Gesellschaft sämtliche 350000 Mk. Aktien der schon erwähnten „Alantoo“ Kraftfahrzeug-Handels-AG. in München als Zweigstelle in Berlin, die früher als selbständige Aktiengesellschaft das deutsche Verkaufsgeschäft der Österreichischen Daimler Motoren AG. betrieben hat, heute aber nur noch das Reparatur- und Ersatzteilgeschäft der Bayerischen Motorenwerke betreibt. Weiter ist die Gesellschaft mit einem Zwanzigstel an dem fünf Millionen Mark betragenden Aktienkapital der Deutschen Aero Lloyd-AG., Berlin, beteiligt und besitzt außerdem 60000 Mk. Aktien der Süddeutschen Luftfahrt AG. in München, die mit einem Kapital von 1936000 Mk. arbeitet. Alle diese Beteiligungen standen in der letzten Bilanz mit nur 1,09 Millionen Mark zu Buche. Die Bestände an Rohmaterial, Halb- und Fertigfabrikaten standen am 31. Dezember 1927 mit insgesamt 4,45 Millionen Mark zu Buch und werden von der Verwaltung nach dem Stande vom 31. Juli 1928 schätzungsweise mit 6,27 Millionen Mark bewertet.

Über die Beschäftigung im laufenden Jahre heißt es im Prospekt, daß die Gesellschaft bisher zufriedenstellend beschäftigt war. Die vorliegenden Aufträge sichern nach eigenen Angaben der Verwaltung eine weitere gute Beschäftigung bis Ende des Jahres. Das sind keine allzu großen Worte. Die Zahlen des hier betrachteten Börsenprospektes aber sprechen für sich.

Julius Fricke

Aus Anlaß der Börseneinführung von 6 Millionen Mark neuen Aktien veröffentlicht die Bayerische Motorenwerke AG., München, einen Prospekt, aus dem die Lage dieser Gesellschaft, die sich mit der Herstellung von Flugzeug-, Boot- und Lastwagenmotoren, sowie Motorrädern befaßt, nach dem neuesten Stande vom 31. Juli 1928 ersichtlich ist. Die Gesellschaft beschäftigt zur Zeit etwa 1800 Arbeiter und 300 Angestellte.

Sitz der Gesellschaft ist München. Das dortige Fabrikgebäude hat einen Umfang von etwa 10 Hektar, wovon 4 Hektar bebaut sind und umfaßt eine modern eingerichtete Maschinenfabrik nebst Kupferschmiede, Schneiderei, Schlosserei, Motorenmontierung, Reparaturwerkstätte, Prüfstandanlage und Einfahrbahn, außerdem Modellschreinerei, Aluminium-, Grauguß- und Bronze-gießerei, Werkzeugmacherei und Schmiede. Außerdem besitzt die Gesellschaft ein kleineres Grundstück in Berlin in enger Nachbarschaft des dortigen Wassergrundstückes, wo die Tochtergesellschaft „Alantoo“ Kraftfahrzeug-Handels-AG. ihre Werkstättenbetriebe eingerichtet hat.

Das Gründungskapital betrug ursprünglich 1 Million Mark. Die Erhöhungen des Kapitals während der Inflationsjahre können außer Betracht bleiben. In der Goldmarkumschreibung wurde das Kapital auf 3 Millionen Mark umgestellt, wobei die vorher bestehenden Vorzugsaktien mit samt ihren Vorrechten aufgehoben wurden. Im Jahre 1925 erfolgte eine erstmalige Erhöhung des Aktienkapitals um 2 Millionen Mark, im Jahre 1927 wurde eine zweite Erhöhung um 5 Millionen Mark beschlossen und in der außerordentlichen Generalversammlung vom 7. Juli dieses Jahres wurde der Beschluß gefaßt, das Aktienkapital um weitere 6 Millionen Mark zu erhöhen, so daß das Gesamtkapital jetzt 16 Millionen Mark beträgt, also 16mal so viel wie bei der Gründung. Sehr schnell nach Ausgabe dieser neuen 6 Millionen Mark Aktien, die bereits vom 1. Januar 1928 ab voll dividendeberechtigt sind, erfolgt deren Einführung an der Berliner Börse. Im Vorbeigehen wollen wir sehen, was diese Börseneinführung für ein Geschäft bedeutet. Die neuen Aktien wurden von einer unter Führung der Deutschen Bank, Berlin, stehenden Gemeinschaft (vornehmlich „Konjunktium“ genannt) übernommen und den alten Aktionären derart zum Bezuge angeboten, daß auf 5 alte Aktien über je 1000 Mk. 3 neue Aktien im Nennwert von je 1000 Mk. zum Kurse von 130 vH bezogen werden konnten. Wer also 5000 Mk. alte Aktien hatte, konnte 3000 Mk. neue Aktien beziehen, wenn er dafür 39000 Mk. bar bezahlte. Die Gesellschaft erzielte also bei der Ausgabe dieser neuen Aktien zunächst einmal ein Aufgeld von 1800000 Mk., das nach Abzug der Kosten (dem Staat fließen hierbei an Kapitalverkehrssteuer usw. inarbitur auch rund 600000 Mk. zu) mit 1200000 Mk. der gezielten Rücklage zugeführt wird. Der Kurswert der neu eingeführten jungen Aktien beträgt jetzt aber gleich den alten Aktien 220 vH, so daß den Aktionären, ohne daß sie einen Handschlag zu tun brauchen, ein Gewinn von 90 vH von 6000000 Mk., das sind rund und netto 5400000 Mk. zufließen. Was diese Summe für die Gesellschaft bedeutet, geht daraus hervor, daß die gesamten Betriebskosten im ganzen Jahre 1927 nur 5076000 Mk. betragen haben. Die Handlungskosten im ganzen Jahre 1927 betragen nur 2839000 Mk., die vorjährige Dividende in der ansehnlichen Höhe von 14 vH machte bei dem damaligen Kapital von 10000000 Mk. zusammen nur 1400000 Mk. aus. Wir sehen hier also, welche Gewinne neben den Dividenden auf dem Rücken der Arbeiter und Angestellten erzielt werden. Die gesamten Ausgaben für Löhne und Gehälter, die leider nicht besonders ausgewiesen sind, dürften in einem Jahre höchstens 4 Millionen Mark ausmachen.

Die Gesellschaft hat auch in den Vorjahren immer gute Ertrönden verteilen können, und zwar 1924 und 1925 je 10 vH, 1926 12 vH. Aus den Angaben des Börsenprospektes geht klar hervor, daß die Kapitalerhöhung nicht etwa deshalb erfolgte, weil Mangel an flüssigen Mitteln vorlag, sondern einzig und allein, weil das Aktienkapital bei der Goldmarkumstellung 1924 viel zu niedrig bemessen wurde. Für das erhöhte Aktienkapital braucht jetzt keine höhere Dividende ausgezahlt werden als bisher. Welche Entschädigung die Aktionäre dafür erheimen, daß sie sich mit der bisherigen Dividende begnügen, das haben wir

nach Hause eilen, um seiner Frau zu sagen, daß wieder gute Zeiten im Anzuge sind. Euphoranten, Gewerbetreibende, Exporteure, Händler — alle freuen sich der guten Nachricht. So leidet William Dollho seine Untersuchung über bestimmte Hungergebiete in Europa ein."

Ein System, bei dem Hunger und Tod Freude erweckt, scheint nicht ganz das Richtige zu sein. Der grundlegende Mangel des jetzigen Wirtschaftszustandes beruht darin, daß Erzeugung und wirtschaftliche Bedürfnisse nicht in Einklang gebracht sind. Dies braucht der Wortführer des Mittelrheinischen Fabrikantenvereins nicht zu wissen, wobei dieser Mangel führt, wird von Ebale an Beispielen von der Zurückhaltung der Erzeugung gezeigt. Die Zurückhaltung der Erzeugung erfolgt entweder in der Verweigerung, sie überhaupt herzustellen oder in der Verminderung des bereits hergestellten. Einige Beispiele:

Die brasilianische Regierung hält die Kaffeeplantagen innerhalb ganz bestimmter Grenzen, damit die Ernte einen guten Preis erzielen kann. Eine Obstgesellschaft, die den Markt für den Absatz ihrer Bananen in Newjork ungünstig findet, wird eine Ladung Bananen in die Gewässer des Pazifiks versenken. Die Vereinigung der Gummipflanzer in den britisch-malaysischen Staaten beirränt die Ausbeute derart, daß der Preis stets höher ist als 60 Cent je Pfund. Trotzdem würden bei einer Preisfällung von 30 Cent je Pfund, daß der Markt mit Gummimären überflutet würde; denn die Verwendung des Gummis ist bei erschwinglichen Preisen grenzenlos: Dachmaterialien, Baustoffe, Farbarbeiten, Wasserkräfte für elektrische Vorrichtungen usw. Es gibt kaum irgendeinen Stoff, der so sehr unserer Bequemlichkeit und unserer Bequemlichkeit dienen könnte.

Der englische Fertigung wurde im Jahre 1920, als England sich einem schweren Winter mit großer Arbeitslosigkeit gegenüber, künstlich beschränkt. Die Boote von Plymouth durften nur an bestimmten Tagen in See gehen und auch nur eine bestimmte Anzahl von Stunden fischen. Man glaubte sich zu diesen Vorkehrungsmaßnahmen gezwungen, da wegen Nichtanerkennung der Sowjetregierung Rußland vom Markt ausgeschlossen war und die Preise in verhängnisvoller Weise herabzubrechen mußte. Und doch — der Himmel weiß es! — wären die vielen Arbeitslosen in England glücklich gewesen, diese Sprünge zu haben. Im Jahre 1921 verbrannte man in Brasilien Kaffee für Sechszehne und bereitete sich auf eine künstliche Beschränkung der Gummiernte vor. In demselben Jahre beschnitt die indische Teezucht die Teepflanzung auf 80 vH des bisherigen Umfangs. Und die Baumwollpflanzer von Oklahoma veranstalteten einen „Wintertreue", um die Ausbeute von 1922 auf die Hälfte herabzubrechen. Die „Großen Packer", die Schlachthausbesitzer Armour, Swift, Morris, Cudahy und Wilson haben die Erzeugung ihrer Betriebe in der Weise beschränkt, daß sie sich gegenseitig verpflichteten, nur einen bestimmten Teil des Schlachtabgebotes an Ochsen zu töten.

Das in einer solchen „Ordnung" auch die Arbeiter Zurückhaltung üben, ist die einfache Folge aus den vorhandenen Tatsachen. Das wird auch ohne weiteres in der Schrift den Arbeitern zugute gehalten. Der durch die Beschränkung in der Erzeugung durch die Arbeiter entstehende Verlust macht nur einen geringen Teil der auf das Konto der Betriebsleitung kommenden Verschwendung aus. Wörtlich sagt Esaje:

Nach hier wieder ist eine Beurteilung nicht möglich, da das Vorgehen meistens von Not diktiert ist und von dem Versuch ausgeht, vorliegende Arbeit zu freuden, um dem Elend der Arbeitslosigkeit zu entgehen."

Der Verfasser geht sogar noch weiter und sagt, daß die englandische Organisation der industriellen Betriebe die Arbeitergesellschaft geradezu zwingt, ihre bisherigen erlernten Arbeitsgewohnheiten aufzugeben, und daß unter diesen Verhältnissen eine abschließliche Beschränkung in der Arbeitsleistung und mangelhafter Arbeit so unvermeidlich seien, wie das Ausgehen der Sonne. Nur eine völlige Neuordnung der menschlichen Gesellschaft kann diese schwere Aufgabe lösen.

Putins

Stimmes am Ende

Als die Nachricht verbreitet wurde, daß der junge Hugo Stimmes verhaftet sei, wollte man zunächst nicht daran glauben. Sollte es wirklich in Deutschland einen Staatsanwalt geben, der den Mut hat, einen Mann zu verhaften, der das größte Vermögen erbt, das es jemals in Deutschland zu erben gab? Aber die Meldung bewahrheitete sich. Der junge Stimmes ist in Haft genommen worden, weil der dringende Verdacht besteht, daß er das Reich betrügen wollte. Er ist in einen Kriegsanleihevertrag verwickelt, bei dem er, wenn ihm der Betrag gezahlt wäre, eine neue Summe in die Löhne gesteckt hätte.

Dieser Anleihevertrag hat seine Geschichte. Das deutsche Anleihegesetz unterscheidet zwischen Alt- und Neubest. Unter Altbest versteht das Gesetz solche Kriegsanleihen, die vor Juli 1920 erworben wurden; sie werden mit 15 vH des Goldwertes ausgewertet. Unter Neubest fallen alle die Anleihezeichnungen, die nach 1920 erworben wurden; sie werden mit 5 vH ausgewertet. Die Auswertungsentscheide hat nun schon seit längerer Zeit festgestellt, daß aus dem Ausland, namentlich aus Frankreich und Holland, große Beträge zur Anwerbung als Altbest eingemeldet werden. Die Anmeldeentfcheide, soweit die bisherigen Feststellungen ergeben, weit höher, als sie angenommen wurden. Es sollen zur Anwerbung als Altbest, also mit 15 vH, nur etwa 20 Milliarden Mark in Frage kommen, rund 42 Milliarden sind aber angemeldet worden. Würde diesen Anträgen stattgegeben werden, wäre das Reich um eine ungeheure Summe reichlicher.

Wie sind diese Betrügereien möglich? Man hat die neuen Festfcheide, die in der Inflationszeit erworben wurden und nach dem Anleihegesetz mit 5 vH ausgewertet werden, in alte Anleihezeichnungen umgewandelt, um sie mit 15 vH ausgewertet zu erhalten. Die Ermittlungen haben ergeben, daß im Ausland entweder in Frankreich oder in Holland eine Hauptzentrale vorhanden sein muß, bei der die Häden der Betrügereien zusammenlaufen. Die ausländischen Gläubiger der Kriegsanleihen sammeln ihre Auswertungsansprüche bei den diplomatischen Botschaften abgeben, die sie dann nach Deutschland weiterleiten. Die Unterjuchung und Nachprüfung der Anmeldeentfcheide sind in diesem Falle außerordentlich erschwert. Zuweilen sind deutsche Anleihezeichner an den Betrügereien beteiligt, ist noch Gegenstand der Prüfung. Ich kehre zunächst zurück, daß deutsche Anleihezeichner über das Ausland das eigene Reich zu betrügen versuchen und daß ferner auch aus Deutschland selbst, ohne das Reich über das Ausland zu verlassen, solche betrügerische Anmeldeentfcheide in großer Anzahl gemacht worden sind. Wenn solche umfangreiche Betrügereien gemacht werden, braucht man sich nicht zu wundern, wenn das Volk mittlerweile eine andere Auffassung über die Anwerbung bekommt.

Daß in dieser Betrügerei Hugo Stimmes junior verwickelt sein soll, wird natürlich allgemein angenommen, besonders man weiß, daß die Dynastie Stimmes mit der größten Anleihekapital verfehlt, um sich zu bereichern. Es ist noch in aller Erinnerung, wie der alte Hugo Stimmes, von dem gesagt wurde, daß er bisweilen noden Brot frisst, in der Inflationszeit Grundstücke, Fabriken, Druckerien, Schiffbaubetriebe, Kohlenwerke, Schlachtereien usw. zusammenkauft. Als er kurz überschüssig seine Söhne Hugo und Edmund ließ aus dem Zusammenhang Deutschlands herauszuschleppen, „Geheiß". Die beiden Brüder fanden von vornherein auf dem Kriegsfeld. Es kam zu einem in voller Öffentlichkeit abgehaltenen Verhandlung, wobei Edmund Stimmes aus dem Zusammenhang aus Deutschland wurde. Man war Hugo Stimmes junior der mächtigste Mann Deutschlands. Aber bald kam die große Pleite. Man mußte ein Verlöbniß mit dem andern schließen und schließlich blieb der Familie Stimmes nur noch der Jahreslohn des Reichsrentenverwalters übrig.

Aber dieser Jahreslohn hätte genügt, der Familie ein für allemal ein Auskommen zu sichern. Der junge Stimmes aber wollte mehr. Es hat ihn nicht genügt, 14 Kapitalismuspfeifen zu besitzen und auf dem freien Ocean an dem Grubenberg noch hohe Lasten zu verladen. Seine Raffinesse ist ihm zum Verhängnis geworden. E. S.

Der deutsche Braunkohlenbergbau

Seit dem erfolgreichsten Streik vom Oktober 1927 stand der deutsche Braunkohlenbergbau wieder im Brennpunkt der wirtschaftlichen Aufmerksamkeit. Die Forderung der Industriellen nach höheren Preisen führte zum Schmalenbach-Güterstreik und seinen Fortwirkungen auf bisher unangenehme Ertragsminderungen. Gegenüber diesen vielen teilweise noch ungelösten Problemen kann allerdings zunächst einmal festgestellt werden, daß die Entwicklung des deutschen Braunkohlenbergbaus seit 1927 durchaus erfreulich war. Gegenüber einer Forderung von 129,1 Millionen Tonnen im Jahre 1926 wies das Jahr 1927 eine Forderung von 158,8 Millionen Tonnen auf, das erste Halbjahr 1928 sogar eine solche von 81,6 Millionen Tonnen, so daß das Jahr 1928 in seinem Gesamtergebnis wesentlich das vorangegangene Jahr übertraf dürfte. Mit der Forderungsjiffer von 60,6 Millionen Tonnen hat der deutsche Braunkohlenbergbau nennenswert die Forderung des deutschen Stahlkohlenbergbaus (eines Halbjahrs 1928 = 75,9 Millionen Tonnen) übertraffen.

An dieser Produktionssteigerung sind von den drei großen Braunkohlenrevieren Deutschlands, dem rheinischen, mitteldeutschen und schlesischen, das rheinische und das mitteldeutsche in erster Linie beteiligt. Das rheinische Braunkohlenrevier steht nach wie vor an der Spitze des deutschen Braunkohlenbergbaus, entsprechend seinen außerordentlich günstigen Abbaumöglichkeiten, die es gestattet, mit der Hälfte der mitteldeutschen Belegschaft eine größere Menge Kohles zu fördern als das mitteldeutsche mit einer doppelt so großen Belegschaft. Günstiger ist die gegenwärtige Lage im Braunkohlenbergbau durch eine ständig zunehmende Verchiebung der Produktion zum Tagebau hin. Es war in Mitteldeutschland beim Tagebau eine Erhöhung der Förderung um 12,8 vH, beim Tiefbau dagegen ein Rückgang um 7,7 vH festzustellen, so daß heute an der Gesamtförderung aus Braunkohlen der Tagebau mit 87 vH und der Tiefbau mit 13 vH beteiligt ist. Der rheinische Braunkohlenbergbau findet bereits fast ausschließlich im Tagebau statt, da von den gefördertsten 44,2 Millionen Tonnen 44,1 Millionen Tonnen im Tagebau gewonnen werden. Der Tiefbau ist unrentabel geworden, so daß eine Tiefenabgabe nach der anderen stillgelegt wird (Grote Neuzelt, Erbe Berghen, Gude Runge-Kette usw.). Schoten hat sich der allem die Förderung der Braunkohle für die Elektrizitätserzeugung. Seit 1925 ist der Anteil der durch Braunkohle erzeugten Elektrizität größer als der Anteil der durch Steinkohle erzeugten Elektrizität. Nach einer Statistik der Vereinigung der Elektrizitätswerke waren bereits 1925 an der gesamten durch Dampf erzeugten Elektrizität die Braunkohle mit 34,1 vH, die Steinkohle nur mit 33,0 vH beteiligt, während die restlichen 14,9 vH auf gemischte Betriebe entfielen. Die erhöhte Braunkohleproduktion konnte bis heute durchweg glatt abgeiegt werden, wenn auch vielfach in den beschränkteren Gebieten nur durch die Erhöhung von Preisnachlässen in harter Konkurrenz der

Syndikate untereinander. In der fehlerhaften Konstruktion der rheinischen Braunkohlenindustrie, was allerdings weniger auf das rheinische als besonders auf das mitteldeutsche und das schlesische Syndikat zurückzuführen ist, liegen heute die schwersten volkswirtschaftlichen Schwächen. Einzelne Großhandelsgruppen beherrschten die Produktion und überrückten sich infolge ihres bestimmenden Einflusses einerseits übermäßigen Betriebsgewinnen, den sie nun ganz nach ihrem Willen entweder für den Handel oder die Produktion oder auch für ganz andere Zwecke verwenden konnten. Unter solchen Verhältnissen kann die Produktionsstätte leicht zum Ausbreitungsobjekt werden und dadurch künstlich eine Unrentabilität der Braunkohlengruben herbeiführen, die zu Ansprüchen auf Preisrückgang gegenüber den öffentlichen Stellen, sehr zum Schaden der gesamten Volkswirtschaft, geltend gemacht wird. Trotzdem das Schmalenbach-Güterstreik diese Mängel zum großen Teil aufdeckte, sind wir heute noch weit davon entfernt, diese Gefahren als bereits überwunden anzusehen zu können.

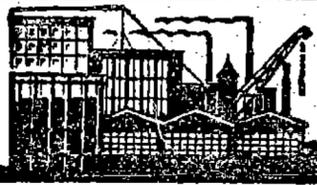
Steigende Arbeitsleistung im Bergbau

Die Unternehmer des Bergbaues und ihre Schreiber behaupten immer wieder, daß die Steigerung der Arbeitsleistung nur im geringen Maße fortgeschritten sei. Hauptgegenstand ist die Anwendung der Maschinen zur Aufzuehrung. Demgegenüber ist eine ständige Aufwärtsbewegung der Arbeitsleistung festzustellen. Im Jahre 1913 betrug der Schichtförderanteil der bergmännischen Belegschaft 943 Kilogramm, im Durchschnitt des Jahres 1927 dagegen 1192 Kilogramm, im Januar 1928 1166, Februar 1177, März 1183, April 1172 und im Mai 1178 Kilogramm. Der Schichtförderanteil der Untertagearbeiter betrug im Januar dieses Jahres 1423 Kilogramm und im Mai 1455 Kilogramm. Die Ertragsleistung der menschlichen Arbeitskraft steigt im Bergbau unausgesetzt. Von den Einkommensverhältnissen kann man dies weniger sagen.

Berlins Anteil an der Metallindustrie

Berlin ist eine Stadt der Arbeit. Vor allem ist hier die fertige verarbeitende Industrie vertreten. Namentlich die Eisen- und Metallindustrie nimmt einen hervorragenden Platz ein. Nach der Industrie- und Gewerbezählung vom Jahre 1925 beschäftigt die Eisen- und Metallindustrie Berlin 401 281 Personen; das waren 12 vH der Reichszahl. Folgende Unterteilung wurde festgestellt: Eisen- und Metallgewinnung 8536 Beschäftigte (2,6 vH der Gesamtzahl), mit Eigenverwertung verbundene Werke 17 607 (5,5 vH), Herstellung von Eisen-, Stahl- und Metallwaren 63 663 (7,4 vH), Maschinen-, Apparate- und Fahrzeugbau 111 752 (9 vH), elektrotechnische Industrie, Feinmechanik und Optik 199 724 (58,4 vH). Wie diese Zahlen erkennen lassen, ist namentlich der Maschinenbau und die Elektrotechnik in Berlin außerordentlich stark vertreten. Bezüglich der elektrotechnischen und feinmechanischen Industrie folgt die Rheinprovinz an zweiter Stelle erst mit 9,4 vH.

Technik und Werkstatt



Entzundern von Eisen- und Stahlstrahlen

Von Ing. P. Rummel

Die durch die Warmbehandlung der Eisen- und Stahlstrahlen entstandene glasharte Oxidschicht muß, bevor der Draht durch Strecken weiter verarbeitet werden soll, entfernt werden, da sonst ein außerordentlich rascher Verschleiß der beim Drahtziehen verwendeten Ziehseile bewirkt wird, andererseits aber auch die Oberfläche der gezogenen Drähte rau und unansehnlich würde. Das Entzundern (oder Delapieren) der Drähte geschieht am rationellsten durch Weizen in Mineralsäure, und zwar wird hierzu neben Salzsäure wohl am häufigsten Schwefelsäure verwendet. Die Benutzung anderer Säuren oder das Entzundern auf mechanischem Wege, durch Sandstrahlgebläse usw., haben zu keinen günstigen Ergebnissen geführt.

Die zur Verwendung gelangende Säure wird in Ballonflaschen von 60 bis 70 Liter Inhalt bezogen oder aber, insbesondere von größeren Mengen, entweder in Kesseltwagen oder in Lkw-Fahrern, auf denen sich mehrere Steinzeugtöpfe von je 1000 bis 2000 Liter Inhalt befinden. Die Aufspeicherung der Säure geschieht ebenfalls in eisernen Kesseln oder Steinzeugtöpfen. Schwefelsäure kann für hochkonzentrierte Schwefelsäure verwendet werden, während Steinzeugtöpfe gegen fast alle Säuren widerstandsfähig sind. Eine Anzahl geschlossener Steinzeuggefäße von je 1000 bis 2000 Liter Inhalt werden in einer oder mehreren Reihen nebeneinander aufgestellt und durch Hebevorrichtungen so miteinander verbunden, daß die Flüssigkeit in allen Gefäßen stets ungefähr gleich hoch steht. Die Säure wird von den ankommenden Transportwagen in die Speichereinrichtung durch Steinzeugpumpen, Druckbirnen oder Druckluftheber befördert und kann aus der Speichereinrichtung mittels einer angeschlossenen Steinzeugrohrleitung unmittelbar zur Verwendungsstelle geführt werden.

Das Weizen der Drähte erfolgt in Trögen aus Holz, die vielfach mit Blei ausgekleidet sind, oder in aus Backstein oder Zement hergestellten Weizenröhen, die mit säurebeständigen Steinzeugplatten ausgekleidet werden. Neben diesen benutzt man auch Weizenröhen aus säurefestem Sandstein. Die Weizenröhren haben einen Querschnitt von etwa 2 x 1,2 m bei einer Tiefe von 2 m. Die Drahtbünde werden in diese mit Weizen gefüllten Weizenröhren eingetaucht, und zwar packt man eine größere Anzahl Ringe auf ein Gefäß, das man dann mit Hilfe eines Kranes in den Weizenröhren senkt und wieder heraushebt.

Die Arbeitwerke in Eberswalde bauen Weizenanlagen, bei denen die Weizenröhren mit den Drahtbünden durch kräftige Schaufelbewegungen eine innige Berührung der Säure mit dem Weizen bewerkstelligen. Die Weizenröhren sind an einem Hebelgehänge aufgehängt, und zwar so, daß sich das Gewicht zweier Röhren ausgleicht, wodurch ein geringer Kraftverbrauch der Anlage erzielt wird. Eine Zweibeinige Weizenanlage mit 2000 kg Nutzlast erfordert bei 25 bis 30 Schaufelbewegungen in der Minute 6 bis 7 PS.

Die zur Verwendung gelangende Weizenflüssigkeit ist vorwiegend verdünnte Schwefelsäure von etwa 10 bis 15° Bé, die meist auf 50 bis 60° C erhitzt wird, und zwar entweder dadurch, daß Wasserdampf in das Bad eingeleitet wird, oder es erfolgt die Erwärmung durch Heizschlängen, die durch das Bad geführt werden. Die Weizendauer beträgt etwa 1/2 bis 2 Stunden. Sie ist abhängig von der Säurekonzentration, der Badtemperatur und der Stärke der Oxidschicht. Da der Zunder nicht immer gleichmäßig stark und auch verschieden fest auf den Drähten haftet, so erfolgt das Abziehen nicht gleichmäßig und man ist gezwungen, die Säure auf die Weizenröhren länger einwirken zu lassen. Dabei werden naturgemäß die bereits metallisch reinen Stellen an ihrer Oberfläche weiter angegriffen, was nicht nur einen Material- und Säureverlust bedeutet, sondern auch eine Verlängerung der Weizendauer zur Folge hat. Ein weiterer Nachteil liegt darin, daß dabei Säuredämpfe aufsteigen, die auf den Arbeiter gesundheitsschädlich einwirken, die um so gefährlicher sind, wenn die Säure arsenhaltig ist. Um die Dämpfe möglichst schnell aus den Weizenröhren zu entfernen, brachte man über dem Weizenröhren Dunsthauben an, es wurde aber hierdurch nur eine verhältnismäßig geringe Luftreinigung erzielt, weil die Säuredämpfe schwerer sind als Luft. Eine weitere unangenehme Folge ist die durch den aufsteigenden Wasserstoff verursachte Weizenbrüchigkeit, die sich besonders bei hochwertigen Stahlstrahlen bemerkbar macht. Durch einen geringen Zusatz von Sparbeize ist es nun möglich, dem Weizenbad die genannten Uebelstände zu nehmen. Es handelt sich dabei um ein chemisches Erzeugnis, das eine braunschwarze, in Mineralsäure lösliche Flüssigkeit von hohem spezifischem Gewicht und eigentümlichem, nicht unangenehmem Geruch darstellt. Das Erzeugnis wird dem gewöhnlichen Weizenbad in ganz geringen Mengen, etwa 0,05 bis 0,1 vH zugefügt. Ein Weizenbad mit dieser Sparbeize löst nur den Zunder und die sonstigen Oxide, das reine Metall wird aber nicht angegriffen, so daß das Weizenbad selbst bei stundenlangem Verbleiben im Weizenbad nicht angegriffen wird. Man ist dadurch in der Lage, das Weizenbad auch über Nacht in dem Säurebad liegen zu lassen, wodurch dieses besser ausgenutzt werden kann, ohne Ausfließen befürchten zu müssen. An Säure selbst wird bei Benutzung des Weizenbades 30 bis 50 vH gespart. Man heizt solange in ein und derselben Weizen, die man nach jeder Weizen durch Nachgießen von Schwefelsäure regeneriert, bis sich das Gemisch von verdünnter Säure und gebildetem Eisenbitriol auf circa 30° Bé angereichert hat. Diese gemischte Weizen wird dann abgeleitet und in Sammelbehältern gesammelt, um aus ihr das Eisenbitriol zu gewinnen.

Die gebeizten Drähte werden nun, um den noch etwa anhaftenden Zunder vollständig zu entfernen, auf sogenannten Drahtwäschen gewaschen. Neben verschiedenen neueren Konstruktionen findet man am häufigsten noch die alte Polsterkonstruktion. Diese besteht aus einer Anzahl Hartholzballen, die vermittle der Drehzapfen in Lagern drehbar gelagert sind und auf diese Weise Doppelhebel von ungleicher Länge bilden. An den Enden der langen Hebel sind Holzzapfen senkrecht eingesteckt, worüber die zu wachsenden Drahtstränge gelegt werden. Auf der Antriebswelle, die etwa 20 Umdrehungen in der Minute macht, sind Hebebaumen angebracht, die die Ballen und damit die Drahtstränge fortwährend hochheben und dann wieder freier herunterfallen lassen. Während der Draht hierbei auf Querschnitte fällt, senken sich die Hebebaume in die Vertiefungen

zwischen den Quadern. Durch das Auf- und Abgleiten der Drahtstränge reiben sich die einzelnen Umgänge aneinander und die letzte Spur der etwa noch anhaftenden Oxidschicht wird auf diese Weise entfernt. Während des Waschens übergießt man die Drahtstränge anfangs mit verdünnter Weizen und spült dann fleißig mit reinem Wasser nach, um den durch das Waschen gelockerten Schmutz und die letzten Säurereste zu entfernen. Das Waschen dauert etwa 5 bis 10 Minuten.

Eine neuere Konstruktion einer Drahtwäsche besteht im wesentlichen darin, daß durch ein Kurbelgetriebe ein Tragbaum senkrecht auf und ab bewegt wird und dabei die aufgelegten Drahtstränge beim Niedergehen auf Platten aufschlagen, während der Tragbaum einige Zentimeter weiter tiefer frei heruntergeht. Beim Hochgehen des Tragbaumes werden die Drahtstränge, die durch Stäbe, die auf dem Tragbaum senkrecht angebracht sind und ein Herunterfallen derselben verhindern, wieder mit angehoben und so das Spiel fortgesetzt.

Die Drahtstränge werden nach dem Waschen noch einige Minuten in ein heißes Kaliumbichromat getaucht, um den letzten Rest der etwa noch anhaftenden Säure zu neutralisieren und dann in einem Trocknofen bei 120 bis 150° C einige Stunden getrocknet.

Elektrofilter

Wenn man das Wort Großindustrie ausspricht, so denkt man unwillkürlich an riesige Werksanlagen mit riesigen Schornsteinen, denen dicke Rauchwolken entweichen, die die ganze Gegend in einen Schleier hüllen, den Pflanzenwuchs ersticken und die Gesundheit der Menschen schädigen. Das fürchterliche Wohlergehen der Arbeiterbevölkerung wäre nun sicherlich für die Herren der Schlote kein starker Anreiz für kostspielige Versuche zur Verhinderung dieser Rauch- und Staubbilgung — ein Industriebetrieb ist nun mal kein Sanatorium! —, wenn nicht auch als Belohnung für die Menschenfreundlichkeit ein ganz schöner Profit winkte. So zieht zum Beispiel in der Braunkohlenindustrie bei der Erzeugung etwa 5 bis 7 vH der Kohle in Staubform zum Kamin hinaus, was bei einer mittleren Bräunfabrik mit 11 Erzeugern täglich etwa 40 Tonnen Verlust ergibt! Das Auffangen dieser Staubmengen durch Stoff-Filter und Nachabscheider wird bisher nur dort angewandt, wo es unbedingt nötig ist (beim Hochfengischgas beispielsweise), weil alle diese Verfahren in der Anschaffung und im Betrieb sehr teuer sind und weil die Wärme der Gase verloren geht oder der Kohlen- oder Metallstaub nur als Schlamm zurückgewonnen werden kann. Deshalb hat die Gasreinigung durch Elektrizität, die alle diese Nachteile nicht besitzt, große wirtschaftliche Bedeutung.

Nach verschiedenen mehr wissenschaftlichen Versuchen nahm der Amerikaner Cottrell anfangs des Jahrhunderts Patente auf ein elektrisches Entstaubungsverfahren, das dann durch den Deutschen E. Müller wesentlich verbessert wurde. Kurz vor dem Krieg entstanden in Amerika und Deutschland die ersten Anlagen nach dem Cottrell-Müller-Verfahren, die durchaus befriedigend arbeiteten. Der Aufbau dieser Elektrofilter ist sehr einfach: Die zu reinigenden Gase strömen zwischen sog. Sprühelektroden und Niederschlagselektroden entlang, die in 10 bis 15 Zentimeter Abstand voneinander angeordnet sind. Die Sprühelektroden, meist weitaufgehende Drahtstränge, werden mit dem negativen Pol einer Gleichstromquelle von etwa 50 bis 70 000 Volt Spannung verbunden. Da ein derart hochgepanneter Gleichstrom nicht direkt in Maschinen erzeugt werden kann, muß der gewöhnliche Wechselstrom von etwa 110 Volt Spannung durch Transformatoren auf 50 bis 70 000 Volt gebracht und in besonderen sog. Synchrongleichrichtern in hochgepannten Gleichstrom umgewandelt werden. Dieser wird dann zu den isoliert aufgehängten Sprühelektroden geleitet, sprüht von den Stäben des Drahtgitters in den Gasaum und löst dabei jedes einzelne vorbeistreichende Staubteilchen elektrisch auf. Die Niederschlagselektroden, ebenfalls Drahtstränge oder Metallbleche, sind geerdet und ziehen deshalb die elektrisch geladenen Staubteilchen an, etwa so, wie eine Zigarrenspitze aus Bernstein bei kräftigem Reiben Papierstäubchen an sich zieht. Die abziehenden Elektroden werden periodisch durch einen kleinen Motor tüchtig geschüttelt, der abgelegte Staub fällt ab und kann in Zeitabständen oder dauernd durch eine Fördertrinne abgezogen werden. Die jetzige Anordnung und Zahl der Elektroden wie die Höhe der verwendeten Gleichspannung richtet sich nach Art, Temperatur und Geschwindigkeit des zu reinigenden Gases. Die Betriebskosten sind außerordentlich niedrig und betragen beispielsweise bei Reinigung von Hochofengas nur 0,3 Kilowattstunden für je 1000 Kubikmeter Gas gegen 8 Kilowattstunden bei Verwendung der bisherigen Gasreiniger. Außerdem behält das Gas seine Wärme und man erhält die abgeschiedenen Stoffe nicht mehr als Schlamm, sondern in Staubform und kann sie nach Verflüchtigung wieder dem Hochofen zuführen.

Dieser großen Vorteile wegen haben sich die Elektrofilter rasch eingeführt. Man verwendet sie, die bereits angeführt, zur Reinigung des Hochofengas, wobei sich der Reinheitsgrad danach richtet, ob das Gas zum Betrieb der Windmühlen oder für die Großgasmaschinen dienen soll. Im letzteren Fall muß die Reinigung sehr weitgehend sein, der vorhandene Rest- und Ergastaubgehalt von 10 bis 20 Gramm im Kubikmeter muß auf höchstens 0,03 Gramm verringert werden, da sich sonst die Maschinenzylinder zu rasch auschleifen. Ein reiches Anwendungsgebiet für die Elektrogasreinigung sind weiterhin die Metallhütten für Zinn-, Zink-, Kupfer- und Weisenerzeugung, die Zement- und Kalkwerke und die chemische Industrie (Säurefabriken usw.). Die gewinnreiche Anwendung der Elektrofilter in der Braunkohlenindustrie wurde schon erwähnt. Auch Haus- und Glasbläseinrichtungen verwenden sie in steigendem Maße. Verschiedene Werke, die dauernd mit den Entschärfungsansprüchen der Landwirtschaft kämpfen müssen, haben sich sogar zur elektrischen Abgasreinigung der Flugzeuge herbeigewandt. Um welche Mengen es sich da oft handelt, zeigt das Beispiel der Lenna-Werke, bei denen an 8 Schornsteinen stündlich 16 Tonnen Flugstaub durch Elektrofilter zurückgehalten werden.

Die große Bedeutung der Elektrofilter, die reiche, mühelose Gewinne bringen, hat bereits die Großindustrie angezogen. Die Lizenz für die Cottrell-Müller-Patente wurde schon vor dem Krieg von der Metallbank in Frankfurt a. M. erworben, die durch ihre Tochtergesellschaft, die Vurgit G. m. b. H., die ersten Elektrofilter bauen ließ. Während des Krieges wandten sich dann die Siemens-Schuckert-Werke und die DSK AG, Hannover diesem Gebiet zu. Die Selsenföhrner Bergwerks-AG gründete eine elektrische Gasreinigungsgesellschaft, um auch etwas von dem Segen abzubekommen. Als jede dieser Gesellschaften genügend „Patente“ gesammelt hatte, begannen jahrelange Patentprozesse zwischen der Vurgit und Vurgit und zwischen Vurgit und DSK. Nachdem alle Instanzen belästigt worden waren, einigte man sich vollständig und beschloß nunmehr gemeinsam zu arbeiten. Wie auch der Norma-Riese-Prozess gezeigt hat, werden Patentprozesse nur geführt, um lästige Konkurrenz zu machen und Preisunterbietungen zu verhindern. Da die Selsenföhrner Bergwerks-AG ihre Elektrofilterinteressen gütwillig an die Vurgit abtrat, besitzen heute die Siemens-Schuckert-

werke gemeinsam mit der Metallbank ein Monopol auf diesem Gebiet, das sich natürlich nicht zur Verbilligung der Produktion auswirkt. „Der Sozialismus aber schaltet den Unternehmungsgeist und die Initiative des tatkräftigen Unternehmers aus und hemmt so letzten Endes den Fortschritt!“

Wirtschaftlichkeit von Heizungs- und Lüftungsanlagen

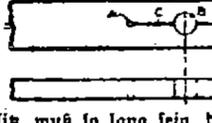
(Nachdruck verboten.) Die Unwirtschaftlichkeit der Ofenheizung verleiht der Zentralheizung selbst in Wohngebäuden eine immer größere Bedeutung. Dabei wird aber häufig übersehen, die Heizkörper oder Heizkörpergruppen durch Regelung des Wasser-, Dampf- oder Flüssigkeitslaufes den tatsächlichen Verhältnissen anzupassen. Die Werte von Wärme und Luftfeuchtigkeit eines Raumes hängen nämlich von sehr vielen Umständen ab. Hierzu gehören zum Beispiel Beschaffenheit der Außenluft, Lage zur Windrichtung, Zahl der sich im Raume aufhaltenden Menschen usw. Es sei erwähnt, daß die Wärmeabgabe eines Erwachsenen im Ruhezustand stündlich fast 100 Kilogrammtalorien beträgt und je nach dem Grad der Beschäftigung bis zu 140 ansteigen kann. Atmung und Haut scheiden bei einem Erwachsenen je nach dem Grad der Benutzung der Wärme 42 bis 80 g Wasser und 0,018 bis 0,030 obm Kohlenäure aus. Ferner liefert eine elektrische Metallhalogenlampe je Kerze etwa 1 Kilogrammtalorien.

Soll nun eine Heizungsanlage wirklich neuzeitlich sein, so muß sie diesen veränderlichen Verhältnissen Rechnung tragen. Dies wird aber nur dann möglich sein, wenn man jederzeit im Stande über den Wärmegrad und den Wert der Luftfeuchtigkeit der betreffenden Räume ist. Eine Kontrolle durch die gewöhnlichen Thermometer ist ungenau, denn nach Beendigung eines Rundganges können schon wieder ganz andere Verhältnisse bestehen. Die einzig mögliche Lösung ist die, daß der Bediener an seinem Tätigkeitsorte, ohne ihn verlassen zu müssen, jederzeit über die Verhältnisse unterrichtet ist. Hierfür hat die Technik sehr einfache elektrische Temperatur- und Feuchtigkeitsmesser geschaffen, die sich sehr gut bewähren. Wie festgestellt werden konnte, macht sich eine solche Anlage schon in der ersten Heizzeit durch die Ersparnisse an Brennstoff bezahlt. Die elektrischen Meßapparate melden jeden Zustand etwaumföhrlich an einer Zentrale, zum Beispiel im Heizraum, denn der Bediener braucht nur den entsprechenden Schalter einzulegen, um an einem auf einer kleinen Schalltafel befindlichen Messgerät die Wärme des betreffenden Raumes in Grad oder die Feuchtigkeit in Prozent abzulesen und danach seine Maßnahmen zu treffen.

Die Vorteile solcher Anlagen gehen aus vorher Gesagtem zum Genüge hervor. Auch der Hausbesitzer wird daraus verschiedene Vorteile ziehen. Er kann zum Beispiel durch die Würdigung der Einhaltung eines bestimmten Raumwärme den Mietpreis der Wohnungen danach bemessen. Ferner kann er kontrollieren, ob in der Heizzeit Fenster unzulässig geöffnet werden usw. Man ist vielfach der Ansicht, daß sich sehr gut Heizkörper angebrachte Quecksilberthermometer eignen, aber dieses gibt ja nur die Temperatur des umlaufenden Wassers oder Dampfes an der Eintrittsstelle in die Hausleitungen an, kann also nur als ein ganz roher Schätzwert gelten. Daher kommt es auch, daß der Verbrauch an Brennstoffen in solchen Anlagen stets ein unndtlich hoher ist. Demgegenüber erhöht die elektrische Fernmessung nicht nur die allgemeinen Wirtschaftlichkeit der Anlage, sondern vor allem die Wirtschaftlichkeit, Anpassungsfähigkeit und Wirkungsgrad, schließlich auch Gleichmäßigkeit und Betriebszuverlässigkeit.

Wie man Porzellan-Isolatoren schneidet

Isolatoren aus Porzellan springen leicht, wenn man den Versuch macht, sie zu schneiden. Einen glatten Bruch erhält man mit einem einzigen Hammerschlag, wenn man sich des Werkzeugs bedient, das unser Bild zeigt. Es besteht aus einem Stahlblech, das doppelt so breit ist wie der Isolator. Das Blech erhält bei A ein Loch und einen Schütz C. Das Loch bei B hat denselben Durchmesser wie der Isolator. Der Schütz muß so lang sein, daß man das federnde Blech bequem auf den Isolator streifen kann. Dann schlägt man mit dem Hammer auf die Kante des Blechs und der Isolator teilt sich ohne Sprünge in zwei Teile. Nach glatter wird der Bruchrand, wenn man die Arbeit unter Wasser vornimmt.

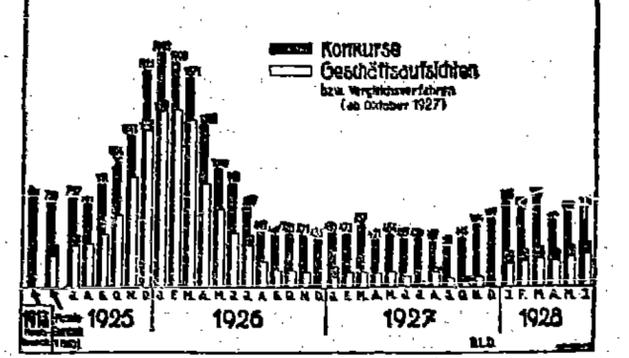


Vermehrter Absatz an Automobilen

Die deutsche Automobilindustrie hat im Jahre 1928 einen guten Geschäftserfolg zu verzeichnen. In den ersten acht Monaten stieg die Produktion an Personenwagen um 36, der Absatz um 39 vH. Der Absatz der Kleintransportwagen im August lag um 45 vH höher als im Monatsdurchschnitt 1927. Der Gesamtumsatz der Kraftwagenindustrie erfuhr eine Steigerung von etwa 45 vH. Der Aufschwung in der Herstellung von Motorträdern ist besonders stark. Diese Entwicklung wurde begünstigt dadurch, daß die Grenze für steuerfreie Kleintransporter auf 200 Kubikzentimeter Zylinderinhalt hinaufgesetzt wurde. Der außerordentlich starke Erfolg kommt darin zum Ausdruck, daß der Umsatz im August dieses Jahres um das Zweifache höher war als der im Vorjahre erreichte Monatsdurchschnitt. Die Produktionssteigerung der deutschen Kraftwagenindustrie ist um ein nicht geringes größer als in irgend einem anderen Lande.

Es ist sicher für die deutsche Wirtschaft von großem Vorteil, daß die deutsche Kraftwagenindustrie den Versuch macht, dem ausländischen Wettbewerb zu begegnen. Der Vorrang des Auslandes, namentlich Amerikas, ist ja bekanntlich sehr bedeutend. Es ist kein Ruhmesblatt für die deutsche Industrie, daß Jahre vergehen müßten, ehe ein sichtbarer Erfolg eintrat. Vermögen die deutschen Hersteller von Kraftwagen und Motorträdern auch die Preise angemessen zu senken, so sind wir der Überzeugung, daß der Aufschwung der deutschen Kraftwagenindustrie auch in der Zukunft anhält. Rame dazu eine sichtbare Hebung des Lebensstandes der Lohnempfänger, dann würde ein guter Geschäftserfolg auf Jahre hinaus gesichert sein.

Konkurse und Geschäftsaufsichten



Nachdem seit August 1928 mit den wiedereingeretretenen besserer Wirtschaftsverhältnissen eine erhebliche Abnahme der Konkurse zu verzeichnen war, nahmen die Konkursverfahren seit November vorigen Jahres wieder zu. Die Höhe der Konkurse und Vergleichsverfahren in sämtlichen Monaten des letzten Halbjahres war von keinem Monat des Jahres 1927 erreicht worden.

Familie und Heim

Die Arbeiterin

In unserer Zeit hat alles, aber auch alles seinen Preis, ob Zigarren sind oder Seidenstrümpfe, Maschinen oder Lebensmittel. Ja, die einzelnen Dinge unter sich sind wieder im Preise gestiegen, je nach Zusammensetzung, Größe und Abfahrmöglichkeit. Je mehr von einer Ware auf den Markt geworfen wird, je stärker das Angebot als die Nachfrage ist, desto geringer der Preis.

Nun gibts aber noch etwas, das man kaufen kann, das sich aber von selbst anbietet: die menschliche Arbeitskraft. Auch hier ist das Angebot stärker als die Nachfrage, im besonderen bei der Arbeitskraft der Frau. Immer noch wird sie behandelt wie eine Sache, die man kaufen kann. Die Frauen bieten ihre Arbeitskraft in solchen Mengen an, daß der Käufer eine recht große Auswahl hat. Es genügt eine kleine Anzeige: „Hausmädchen gesucht“ und Hunderte von Angeboten laufen ein; „Frauen zum Sädesliden stellt ein“ und viele müssen wieder umkehren.

Sie tun es nicht zum Vergnügen, die vielen Frauen und Mädchen, daß sie ihre Arbeitskraft so anbieten. Hinter ihnen steht die bittere Notwendigkeit, verdienen zu müssen. Manche von denen, die umkehren müssen ohne Arbeit, würden „um jeden Preis“ gearbeitet haben, auch ganz beliebig lange: 10 Stunden, 11 Stunden, auch noch länger. Nichts ist dem Unternehmer willkommener als ein Wasserangebot an Arbeitskräften! Denn nun kann er den Lohn ganz nach Belieben senken. Wenn er zu gering ist — nun bitte, der kann ja gehen; hundert andere werden sich um den freien Platz reißen! O, der Unternehmer weiß auch ganz genau die seelische Wirkung solcher Spannungen auszunutzen. Je stärker die Angst ist, die Stelle zu verlieren, um so größer ist die Willigkeit zur Arbeit, auch bei schlechtesten Bedingungen. Je unsicherer die Arbeiterin sich auf ihrem Posten fühlt, um so weniger wird in ihrem Herzen Raum bleiben zur Auflehnung gegen die Ausbeutung.

Muß denn aber die Frau, die Arbeiterin zufrieden sein mit dieser Art der „Wertschätzung“, mit dieser Art der Beurteilung ihrer Arbeitskraft? Ist sie nicht eine Persönlichkeit, ein Wesen von Fleisch und Blut, ein Geschöpf mit Geist und Verstand? Oder ist sie nur eine Nummer, die man beliebig verändern oder durchstreichen, die man sogar gegeneinander ausspielen kann?

Nein und tausendmal nein! Jede Arbeiterin hat das Recht, als Persönlichkeit gewertet zu werden; wo man ihr diese Wertschätzung nicht selbstverständlich entgegenbringt, muß sie, und mit gutem Recht, darum kämpfen. Wenn doch erst einmal jede Einzelne zu diesem richtigen Wertbewußtsein ihrer selbst käme! Wenn doch jede von uns erst einmal über das richtige Selbstbewußtsein verfügte! Heraus aus der demütigen Haltung vor dem Unternehmer, ob sein Betrieb klein oder groß ist! Sind wir nicht die Masse? Sind wir an Zahl nicht die millionenfach Überlegenen? Und wieviel geistige und sittliche Kräfte liegen bis jetzt noch im Verborgenen?

Warum liegen diese unsere Kräfte, diese unsere Kräfte noch ungenutzt zum größten Teil brach? Weil — ja, da ist der große Hemmschuh — weil wir uns noch nicht alle vereinigt haben. Diejenigen, die wirklich kämpfen um die besseren Lebensbedingungen, sind noch zu gering denen gegenüber, die sich „um jeden Preis“ zu jeder Arbeit drängen. Die bewußt Lebenden sind zu gering den Kurzsichtigen gegenüber, die nur ihren augenblicklichen, scheinbareren Vorteil im Auge haben. Wohl wissen wir, daß diese Kürzsichtigkeit aus der Not entspringt. Diese Abertausende hemmen aber die Arbeit der Gewerkschaft und könnten sich doch eine ganz andere Lebensmöglichkeit schaffen, sich selbst und allen anderen, wenn sie sich der Gewerkschaft anschließen! Wir können nicht erwarten, daß sich die Zustände von selbst bessern oder daß von Unternehmerseite auch nur das geringste getan würde, um der Arbeiterschaft ein anständiges Auskommen zu gewährleisten.

Bei Unzähligen ist das Denken zu sehr von Not und Nummer behindert, in der Seele haben die wenigsten Kenntnisse über Wirtschaftsvorgänge und Wirtschaftszusammenhänge sich erworben können. Zum eigenen Denken war der Unterrichtsplan nicht angetan und wer wirklich eigenes Denken an den Tag legte, wurde unterdrückt. Ich kenne einen fröhlichen Anstaltsleiter, der es heute noch „ziemlich überflüssig“ findet, daß die Mädchen (Fürsorgegehilfen) alle vier Wochen schreiben „dürfen“, nach Hause oder an Verwandte nämlich. Man gewohnt ihnen ja direkt das Schreiben an! Wie soll man das bezeichnen? Hinter diesem „Aberschwümmigen“ steckt doch nur die Angst, die Mädel könnten etwa auf diese Weise Übung gewinnen, das, was sie denken, auch schriftlich auszudrücken! Das ist noch einer von jenen Fetzen aus der Zeit, in der die Geistesunterdrückung von oben her vorgekommen wurde. Das „gemeine Volk“ sollte planmäßig in Unwissenheit erhalten bleiben.

Um das Wissen der Frau hat sich erst die Sozialdemokratie wirklich verdient erworben; auch aber ist die Zeit der Geistesfreiheit zu kurz, als daß man eine entscheidende Besserung des Bewußtseins bei Frauen und Mädchen voranzujagen könnte. Die schon gewordenen erkennen mit Schrecken, wie groß das Herr derer ist, die noch abseits stehen, die sich immer noch von der angeblichlichen Notlage so sehr die Augen verblenden lassen, daß sie nicht den Weg zum Zusammenstoß finden können. Es ist einfach Notwendigkeit, daß die arbeitende Frau sich den Gewerkschaften anschließen muß! Nur in der Gewerkschaft kann sie sich durchsetzen, als Einzelne, als Unorganisierte gilt sie nichts. Sie ist dem Unternehmer nur Spielball und für ihre Mitschwester ist sie eine Gefahr, eine sehr große Gefahr! Sie ist ohne Abwehr natürlich, Schwachmutter aus Unkenntnis der Macht, die sie im Verein mit ihren Mitschwester, ihren Arbeitskolleginnen dem Unternehmer entgegenstellen konnte.

In der Zeitschrift des Bundes deutscher Frauenvereine „Die Frau“ vom Mai 1923 kann man unter der Überschrift: „Die Gleichberechtigung der Frauen bei den Gewerkschaften“ die folgenden köpfigen Worte lesen: „Wie wir erfahren, haben sich bei den Vorkämpfern, welche die Gewerkschaften für die Weisheit an preussischen Arbeitsgerichten eingereicht haben, unter 10 000 Namen ganze 197 von Frauen befunden!“ Solcher Kritik von längerlicher Seite brauchen wir uns natürlich nicht zu unterwerfen. Aber aus dieser Kritik kann man herauslesen: Seht ihr wohl, erst haben die Gewerkschaften so getan, als warteten sie auf die Frauen in ihren Reihen, jetzt aber scheuchen sie die Frauen beiseite! In Wirklichkeit liegen die Dinge aber so, daß wir die

Frauen noch gar nicht haben, die aus der Gewerkschaft heraus für ihre Schwestern etwas tun könnten. Das Bürgerium vergißt immer wieder, daß der Frau überhaupt und der Arbeiterin im besonderen bis vor kurzem die meisten Bildungsmöglichkeiten verschlossen waren.

Wollen wir nicht diesen einfachen Weg der Selbsthilfe gehen? Wollen wir jenen Satten die herrliche Spottmöglichkeit lassen: Von den gewerkschaftlich Organisierten droht uns keine Gefahr! Die berufstätigen bürgerlichen Frauen haben längst erkannt, daß sie nur in der Geschlossenheit etwas erreichen können. Sie bilden eine Anzahl Verbände. In diesen Verbänden werden Lohn- und Gehaltsfragen geregelt, sie haben ihre eigenen Zeitschriften und veranstalten von Zeit zu Zeit Fortbildungskurse. Für die Arbeiterin gibt es keinen besseren Zusammenschluß als in der Gewerkschaft, und zwar handelt es sich in unseren Fällen ja um keine notwendige Neugründung, sondern lediglich um ein Beitreten zu den vorhandenen Gewerkschaften. In der Gewerkschaft findet die Arbeiterin gesinnungsgleiche Menschen, die gleich ihr unter ähnlichen Nöten stehen und gleich ihr nach besseren Lebensbedingungen streben. In den Gewerkschaften wird nicht nur geredet oder geklagt, in den Gewerkschaften wird vor allen Dingen gehandelt, und zwar immer nur nach den Gesichtspunkten, die im Bereich der Lebensnotwendigkeit des Arbeiters und der Arbeiterin liegen. Wie stark die Macht ist, die von der Gewerkschaft ausgeht, beweist am besten die Furcht, die der Unternehmer vor dieser Organisation hat. In der Gewerkschaft hat die Frau auch die Möglichkeit, sich weiterzubilden, sie kann nachholen, was sie auf der Schulbank veräumt hat. Mit dem Eintritt in die Gewerkschaft wird sich die arbeitende Frau auch zugleich in ein besseres Ansehen gegenüber dem Manne bringen; sie wird damit gleichzeitig kundtun, daß sie eben so wie er gewillt ist, um den Aufstieg zu kämpfen.

Es liegt viel in der Hand der Einzelnen, es handelt sich aber immer um die große Gesamtheit. Das Wort „Masse“ muß noch lebendiger werden, damit das alte, längst überfällig gewordene endlich absterben kann.

Letzter Trost

Und ward ich beworfen mit kleinlichem Kot,
Und ward mir weidlich geschadet,
So sterbe ich doch einen reinlichen Tod,
Im Sonnenfreilicht gebadet.
Und mögen die Ehrabschneider sich
Die schändlichen Knochen zerriben:
Die Armut hat doch das Gute für sich,
Stets unbellüchen zu bleiben.

Ich habe mich wenigstens nicht auf die Mast
Gelegt und Güter gespeichert,
Und habe mich nie der Menschheit zur Last,
Auf Kosten andrer bereichert.
Was ich genossen, das hab' ich verdient,
Und zwar mit Zinsen und Zellen,
Und was ich verdrossen, das hab' ich geföhnt.
Gebt Ruh' dem armen Rebellen!

Die Ausstellung für Frauenarbeit in Bern

Die Zahl der wertvollen Frauen

P.R. Die Schweizerische wertvolle Frau hat mit dieser Ausstellung (Ausg. „Eiffel“ bezeichnet) ein Ziel geschossen, das für die Frauenbewegung von bleibender Bedeutung sein wird. Die Ausstellung, die bis zum 1. September dauert, zeigt die volkswirtschaftliche Bedeutung der Frauenarbeit in der Schweiz. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Ausstellung keine Bedeutung für die Frauen und Männer anderer Länder habe. Im Gegenteil, jedes Industrieland wird immer mehr von Frauenarbeit, von Frauenhänden und vom geistigen Schaffen der Frau beeinflusst. Immer mehr bringt die Frau in verschiedene Berufe ein. Was daher auf der Ausstellung in Bern gezeigt wird, hat ebenbürtige Bedeutung für Leute jenseits der Landesgrenze. Nicht umsonst erhält die Ausstellung zahlreiche Besuche aus dem Auslande. Der Zweck der Ausstellung wird wie folgt umschrieben:

„Die Ausstellung soll die Leistung der Frau in der Familie, in Beruf, Eigenhaft und Kunst und ihre Bedeutung für unsere gesamte Volkswirtschaft darlegen. Sie soll die Bestrebungen der Schweizerinnen für unsere Volkserziehung und den Wohlstand zur Darstellung bringen und zur Belebung und reiflichen Weiterarbeit anspornen. Sie soll den Besuchern die Hilfsmittel, die heute die Frau im Berufsleben, in Haus- und Landwirtschaft zur Verfügung stehen, vor Augen führen.“

Es ist klar, daß ein so weit gestecktes Ziel viel Arbeit erfordert und die Ausstellung reichhaltig werden muß. Wenn hier die Frauen die Bedeutung ihrer Arbeit in großzügiger Weise zur Darstellung bringen, so genügt das auch mit dem politischen Ziel, neue Freunde und Freundinnen für das Frauenstimmrecht zu werden, das in der Schweiz noch nicht besteht.

Für die Arbeiterinnen sind die ersten acht Ausstellungsgruppen von besonderem Belang. Sie umfassen die Hauswirtschaft, wo zweckmäßige Einrichtung, Maßregeln, häusliche Erziehung, Hausfrauenfleisch, hauswirtschaftliche Bildungswecken und Anlässe im Haushalt gezeigt werden. Die zweite Gruppe ist der Landwirtschaft und dem Gartenbau gewidmet. Dabei kommen zur Darstellung der Unterricht an landwirtschaftlichen Haushaltungsschulen, Kleintierzucht, Fruchtensstellungen, Gartenbauhilfen, Stomachultra usw.

In der Gruppe Gewerbe gelangen 35 gewerbliche Frauenberufe zur Ausstellung. Die dritte Gruppe umfaßt die freie Kunst und Kunstgewerbe. Industrie und Heimarbeit gelangen in der Gruppe fünf zur Darstellung. Da ist zu sehen die Frauenarbeit in den verschiedenen Industriezweigen der Schweiz, dann die Frauenheimarbeit und die Frau als Unternehmerin.

Hilfsmittel für die Arbeit der Frau im Haushalt und Beruf ist die Gruppe sechs betitelt. Da werden Gas und Elektrizität im Haushalt benützt, Ferner sind zu sehen die Hilfsmittel für Küche, Badzimmer, Waschküche, Reinigungsmitel usw. In der sechsten Gruppe finden wir die Arbeit der Frau im Handel, Handel und öffentlicher Verwaltung. Die achte Gruppe ist den „volkswirtschaftlichen Frauenberufen“ gewidmet. Dazu folgen die Gruppen Erziehung, soziale Arbeit, Gesundheits- und Krankenpflege, Sport, Tüchtigkeit und Leben und Arbeit der Schweizerinnen usw.

Es kann natürlich nicht Aufgabe sein, in einem kurzen Auszug die Ausstellung von solchem Umfange zu beschreiben. Die Aufzählung der Gruppen, die alle eine große Gebäudereihe umfassen und in ihrer besonderen Farbenanstrich schon äußerlich ein bewegtes Bild darbellen sollen nur Hinweise dafür sein, was die Frau an eigener Arbeit zeigen hat.

Um aber die volkswirtschaftliche Bedeutung der Frauenarbeit in vollem Umfange würdigen zu können, ist notwendig auch die Zahl der Frauen in der Schweiz zu kennen. Nach der Volkszählung von 1920 waren damals 543 841 Frauen in der Erwerbswirtschaft und 91 003 Frauen häusliche Dienstboten tätig. Die Zahlen dürften seither keine wesentliche Steigerung erfahren haben. Die Hauptmasse der erwerbstätigen Frauen sind Arbeiterinnen in Fabriken und Gewerbebetrieben. Die Zahl der beträgt 137 398, also etwa das Doppelte der Frauen, die in der Landwirtschaft als unelbständige Erwerbende gezählt werden. Die meisten Frauen werden in der Textilindustrie, der Lebensmittelindustrie und der Uhrenindustrie beschäftigt. In der Uhrenindustrie werden etwa 200 000 gezählt.

Weiter ist es auch in der Schweiz so, daß die Frauenarbeit schlechter bezahlt wird und nicht die ihr gebührende Wertschätzung erhält. Gerade die Punkte ist an der Ausstellung zu wenig gewürdigt worden. Nach wie vor werden es die Gewerkschaften sein, die für die bessere Entlohnung der Frauenarbeit einsehen müssen und nicht der politischen auch die wirtschaftliche Freiheit der Frau zu erobern.

Ein ganz wichtiges Kapitel bildet die Rationalisierung im Haushalt. Der Haushalt von einst und jetzt zeigt gewaltige Unterschiede. Überall ist die Technik Eingang gefunden und gestaltet den Haushalt zweckmäßiger. Wir denken da an die Verbesserung der Beleuchtung, an das Kochen mit Gas und Elektrizität, an den mechanischen Waschbetrieb, an die Verbesserung der Kleidung, an die verbesserten Werkzeuge und an die Fortschritte in der Gesundheitspflege.

Die Ausstellung findet auch von Arbeiterseite große Anteilnahme. Ist es doch gerade die Arbeiterin, die von jeher auf die Bedeutung der Frauenarbeit hingewiesen und ihren Wert voll anerkannt hat.

Märchen...

„Sofort muß er kommen!“ Nervös rückt Maria die Stühle zupist da noch an der Stimmwand und dort am bunten Kissen spielen. — „Kling.“ Ein einziger kräftiger Glöckchenzug. Das ist er!

„Soll ich es ihm gleich sagen oder lieber noch warten?“ Zu hundertsten Male überlegt es Maria, während sie öfnet.

„Grüß Gott, mein Liebes!“ Paul Kluj begrüßt mit einem herzlichen Aug seine junge Frau. „Wie geht es dir?“ Arm in Arm treten sie die Wohnküche. In jähem Entschluß wirft Maria die Arme um seinen Hals: „Schlecht geht es mir, ganz schlecht! Ich habe etwas Schreckliches angestellt.“

Sein Blick ruht in ihren Zügen. „Hast du eine Milchflasche zerbrochen?“ fragt er lustig. Er kennt sie ja, sein Angsthasen. Er schüttelt erregt den Kopf.

„Den Spiegel?“

„Nein — viel, viel mehr!“ sagt sie mühsam.

„Komm, Kind, erzähl“ mit der ganze Geschichte.“ Seine Augen sind ruhig und freundlich wie seine Stimme. Als ihn Maria angibt, voll anstarrt, zuckt er sie zu sich auf wie. Und jetzt, während sie ihm die Schlüssel an seine Brust bittet, überkommt sie beruhigend jenes unendliche Gefühl der Zusammengehörigkeit, daß sie fast stöhnend erzählt.

„Du weißt doch, daß ich heute Waschküche habe. Um jede Minute auszunutzen, wollte ich zuerst Feuer machen und, bis es richtig brannte, den Kessel füllen, dann nachlegen und wieder nach oben zu Kleinen gehen. Ich steckte eben das Bündel hinein, als es klingelte. Ich lief nach oben. Die Hausfrau stand draußen. Sie war ohne Schlüssel zum Markt gegangen und mußte mich nun herauslassen. Während sie mir das erklärte, schrie Klein-Gudrun. Ich hatte Feuer und Kessel vollständig vergessen und eile zu ihr. Erst als sie wieder ruhig war, fiel mir der Kessel ein. Das Feuer wird langsam ausgegangen sein, hoffte ich. Aber schon auf der Kellerterrasse empfing mich ein durchdringender Geruch. So ähnlich, weißt du, als wenn man Feuer anmacht in einem Ofen, der jählich mit viel Ladung gefüllt ist.“

„Ist der Kessel verbrannt?“ erkundigte er sich in einem Ton, als handle es sich um eine abgebrochene Weisheitsprobe. Sie nickte frampfhaft. Nun wird es kommen, das Donnerwetter. Das erste in ihrer Ehe. Daß ihr aber auch so was passieren mußte! Gerade jetzt, wo es ohnehin so knapp reicht, seit das Baby seinen Eingang hielt. Sie mag nicht auszuweichen.

Doch ganz gelassen sagt er: „Hat es geghört, als du dann den Kessel fülltest?“

„Ich glaube ja,“ würgt sie hervor, „ich weiß es nicht ganz genau.“

„Da ist es wohl am besten, ich schau mal selber nach. Mein Fraulein scheint vor lauter Aufregung nicht mehr alles beobachtet zu haben.“

„Soll lobet die Freude in ihr empor.“ „Er sank nicht! Wirklich nicht! Ich werde ich ihm das vergessen!“

Gemeinjam gehen sie in den Stellerraum. Paul nimmt den Kessel heraus, befeht ihn genau, löpft ihn ab und — stellt ihn mit Würfelchen an seinen Platz zurück. „Der Kessel sieht nichts, du Märchen, aber auch nicht das geringste.“ Du bist ein Zaunmischer, ja?“

Lehend und winnend hängt sie an seinem Hals: „Und du hast nicht gezankt! Kein einziges böses Wörtchen hast du mir gesagt, obwohl ich sooo was machte.“

„Lief steht er in ihre Augen.“ Was sollte ich sagen? Dem Geheißtesten kann mal was passieren. Und daß es kein zweites Mal vorkommen wird, sehe ich an deiner Angst. — Und du hast Vertrauen zu mir gehabt und mir alles gesagt, trotzdem es dir schwer genug wurde. Das war mir wertvoller als der dumme Waschkessel.“ Und ernst fügt er hinzu: „Das sind ja alles Kleinigkeiten. Und Kleinigkeiten sollen unsere Liebe nicht zertreten, nicht wahr, Maria?“

Ihre Lippen glühen auf den seinen. (Am andern Tage brachte er Werkzeug und Bismittel aus der Werkstatt heim, um den Kessel zu slieden.)

Belegung des Straßenvorkehr

Das Kalkenauto, das die erste gelungene Fahrt machte, übertrifft das Benzinauto nicht nur erheblich an Geschwindigkeit, sondern auch an sich selbständigen Vorkommnissen; es legt sich mit einem beständigen Knall in Bewegung und zieht einen meterlangen Feuerstreifen hinter sich her. — Es wird eine weitere hübsche Belegung des Straßenvorkehr bringen.

Wollte bloß seine Reugler befriedigen

Ein alter Gärtner, der nach London kam, um ein Spital aufzulösen, war von demartiger Körpergröße, daß in dem Spital kein vollendetes Bett für ihn vorhanden war; er wurde in ein anderes geschickt, wo es gerade so ging, in ein drittes, viertes und so fort, bis man im sechsten Spital ein Bett fand, das lang genug für ihn war. Er legte sich hin, dachte sich befriedigt aus und — starb. Er hatte bloß noch sehen wollen, ob sie eins finden würden.

Der Vorrat an Edelsteinen

Die preussische geologische Landesanstalt hat ausgerechnet, daß auf der Welt 40 000 kg Edelsteine gibt. Diese Lastsache wäre an sich ganz beruhigend, wenn man von den 40 000 kg nicht bereits drei Viertel ausgebeutet und an den Mann oder an die Frau gebracht worden wären. Es stehen also noch luntropige 10 000 kg zur Verfügung. Der Rest noch keine Edelsteine hat, muß sich tunhalten. Der Verkauf dauert nur in Laue, wie der Vorrat reicht.

Traue nie...

Traue nie dem Zungenschleim
Maulbefeilener Wichte,
Dass ein Wolkenkuckuckshelm
Man im Nu errichtet!

Magst im Frühling du am Baum
Noch so heftig rütteln,
Höchstens wirst du Blütenschaum
Von den Zweigen schütteln!

Damit hast du aber dann
Auf die Frucht verzichtet,
Durch dein blödes Schütteln, Mann,
Halt du sie vernichtet!

Will man ernten, muss die Saat
Man recht sorgsam pflegen,
Langsam nur und Tat um Tat
Wird die Frucht sich regen!

Nur wer fleißig spät und früh
Pflügt des Baumes Sprösslein,
Wird nach schwerer Arbeitsmüh'
Reife Frucht genießen!

Nie lässt sich ein fester Turm
Über Nacht errichten,
Soll er trotzen jedem Sturm,
Muss man sorgsam schiechten!

Sorgsam fügen Stein zu Stein,
Sorgsam Schicht zu Schicht;
fleiß'ge Stetigkeit allein
Macht das Bauwerk dicht!

Deshalb folge nie dem Pfad
Maulbefeilener Wichte,
Leicht macht überleichte Tat
Saat und Frucht zunichtet!

Menschen und Maschinen

„Wollen Sie machen, was ich Ihnen sage, oder nicht?“

„Ach ja — ja — aber —“

„Was aber, was jögern Sie denn noch?“

„Nichts — nichts, Herr Direktor. Ich — ich fange sofort an.“

„Aber bitte etwas schnell, sonst — — —!“

Untertan im Geiste starrte der Herr „Direktor“ durch die Werkbude. Überall nach dem Rechten sehend. Von einem behäbigen Bänkelein war bei ihm nichts zu sehen. Dazu ließ die Bier nach vorne es nicht kommen. Der Geiz hatte eine spindelartige Gestalt aus ihm gemacht. Anbrausend. In heftiger gereizter Stimmung. Keinen Widerspruch duldend. Seit acht Tagen war aber etwas in ihm hineingefahren, was seit Bestehen der „Bude“ noch nicht an ihm bemerkt wurde. Wie ein Beiseiter hockte er durch den Betrieb. Kein Nagel konnte es ihm recht machen. Sogar der Druck unter seinen eigenen Fingernägeln ärgerte ihn. Jedoch heute schien der Niedepunkt erreicht zu sein. Jeden Moment drohte er zu explodieren. Und die Arbeiter? Still, den Kopf über ihre Arbeiten gebeugt, erfüllen sie seine „Befehle“. In der hintersten Ecke hatte sich ein Grüppchen um den Vertrauensmann gesammelt. Ruhig, aber einbringlich sprach seine Stimme.

„Kollegen, wir sind alle so dumm, wie wir alt sind!“

„Hoho — hoho!“

„Wagt ihr auch, daß wir dieses „Hoho“ besser an anderer Stelle und bei anderer Gelegenheit anbringen müßten?“

„Meinst du beim „Spieß“, Jakob?“

„Spieß hieß der Herr „Direktor“. Ein zutreffender Name.“

„Wir sind uns alle noch nicht bewußt, Jüngens, daß wir auch Menschen sind und Anrecht auf die Menschenrechte haben!“

„Nichtig, Jakob, die haben auch ihr Geld nicht auf die Welt gebracht.“

„Hier werden keine Versammlungsreden gehalten!“

Scharf wie Weisenschläge klangen die Worte des Herrn Direktors durch die Halle. Keiner mußte sich. Alles arbeitete ernst weiter. Da schlug die Glocke Mittagszeit. Im Eßraum scharte sich alles um den Vertrauensmann. Fragen schwirren hin und her.

„Jakob, müssen wir uns das so weiter gefallen lassen?“

„Kann da der Verband nichts dran tun?“

„Was ist mit dem „Spieß“ nur los?“

„Kann man uns entlassen, wenn wir uns dagegen wehren?“

„Haben wir unsere Arbeiten in letzter Zeit etwa nicht gut gemacht?“

Belegschaftsversammlung. Kein Plätschen mehr frei. Alle fühlten, es ging ums Brot. Durchdrachte Gesichter. Bligende Augen. Schmielige Hände. Ein Hauch von Fleiß und Arbeit. Da ging die Glocke. Der Vertrauensmann erhob sich von seinem Stuhl.

„Kollegen! Diese Versammlung war notwendig. Wir müssen uns untereinander verständigen. Vierzehn neue Maschinen sind im Betrieb. Fünfundsechzig Kollegen sollen dafür auf die Straße. Was meint ihr?“

Schweratmend setzte er sich nieder. Nicht die Rede hatte ihn angegriffen, nein, die Verantwortung drückte ihn fast nieder. Was wird man sagen? Wird man, wenn etwas Unvorhergesehenes geschieht, nicht alles ihm in die Schuhe schieben? Dabei haben sein Weib und fünf Kinder. Er war ihr Ernährer. Nicht um ihn selbst, um sie bangte es ihn. Da brach es in der Versammlung los.

„Schlagt die Maschinen kaputt!“

„Soll ich vielleicht für die anderen auf die Straße?“

„Fällt mir auch nicht ein!“

„Wir wollen solidarisch sein!“

„Ich mache gleich mit!“

„Wie lange glaubt ihr, daß wir noch voll arbeiten?“

„Der sagt dir, daß du nicht auch bei den fünfundsiebzig bist?“

„Wir dürfen bei der Kündigung nicht einverstanden sein!“

„Wo soll das hin, dann fliegen wir alle auf die Straße!“

„Ruhe, Kollegen!“ tönte es aus der hintersten Ecke. Ein alter, gebeugter Arbeitsveteran. Im Saale war alles verstummt. „Ruhm, was, Kollegen! Keine Unvorsichtigkeit. Die einen müssen, wir anderen können es nicht. Keiner weiß wann. Heute dieser, morgen jener. Laßt euren Anmut nicht an den Maschinen aus. Dagegen sind wir ohnmächtig. Sie sind an unserer erbärmlichen Lage auch gar nicht schuld. Ihre Verbotskommission ist nicht aufzuhalten. Denken wir an die, die durch sie brotlos werden sollen.“

„Was gehen mich die anderen an! Ich tue, was ich will. Wenn ich nichts hab, hilft mir auch niemand!“

„Schafstopp!“ kam es lebend aus des Alten Munde. „Steht zusammen, damit ihr überhaupt was kriegt! Ein einzeln Palm kriecht man, an hundert Palmen gerührt man! Wir sind nur die

Opfer. Unternehmerarmut ist Blige. Wer sich Maschinen von tausenden Mark leisten kann, ist nicht arm. Niemals hat man so prächtige Willen gesehen, wie heute. Niemals so kostbare Automobile. Und wer bezahlt alles? Wir mit unseren ausgezeherten Knochen. Wenn man uns genug hat und kann sich eine Maschine kaufen, die unsere Arbeit macht, fliegen wir. Sich dagegen täulich wehren, ist Unsinn. Kräfteverschwendung.

„Streit!“
„... wäre jetzt Wahnsinn, lieber Kollege! Hier kann nur das Gesetz helfen. Jeder Arbeitslose sollte ausreichende Lebensmöglichkeit haben. Jeder Unternehmer, der sich Maschinen hält, sollte für sie entsprechende Tagelöhner ausheuern, die den Opfern der Maschinen zugute kommen sollten. Er spart so sowieso viel Geld dadurch. Dann, Kollegen, kann ruhig rationalisiert werden. Jeder fünf- undvierzig Jahre alte Arbeiter sollte ein Ruhegehalt kriegen und jüngere an seine Stelle lassen. Eine kürzere Arbeitszeit ist notwendig. Warum noch Überarbeit, wenn Millionen unserer Brüder und Schwestern zur Untätigkeit verdammt sind! So denken wir uns unser Dasein, Kollegen. Aber dafür ist die wirtschaftliche und politische Macht nötig. Die müssen wir erst erringen. Und dazu brauchen wir jeden von uns. Wir dürfen keinen versagen. Alle für einen, einer für alle! Üben wir uns in Solidarität. Die von der Krise betroffenen Kollegen sollen sich ihrem Verband zur Verfügung stellen. Sollen mitarbeiten. Mitglieder werden. Mit den Sieg erringen helfen!“

„Hast recht, Herrmann!“ Von allen Seiten kam Zustimmung. Ruhe lag über der Versammlung. Der Alte hatte ihnen die Augen geöffnet. Vertrauensmann Jakob atmete erleichtert auf. Der Kopf hatte über das Herz gestiegen. Der Verband über das Gefühl. — — —

Zugs darauf bekamen fünfundsiebzig Kollegen den Abschied. Herrmann, der alte Sprecher aus der Versammlung, war mit dabei. Schweren Herzens nahm er sein hartes Schicksal in den Kauf. Heute ist, morgen du, dachte er. Daß er seine Mitkollegen von einer großen Unbequemlichkeit abgeraten, war ihm ein ungeheurer tröstender Gedanke. Sonst hätten heute zweitausend auf der Straße gestanden. Und wer hätte einen Nutzen gehabt? — — —

Dichter und Denker in der „großen Zeit“

Alle die, die damals in Blutrausch machten und heute wieder von Kultur säuseln und Friedensspolnen webeln, die wollen im allgemeinen nicht gern von den „herrlichen, heiligen“ Tagen 1914/18 reden hören. Man solle doch endlich vergessen, was war... das war eine Entgleisung, ein Sich-mitteln-lassen, selbstverständlich, aber man müsse auch vergessen können.

Nein, wir wollen ihnen nicht vergessen, daß sie am bequemem Schreibtisch in Tapferkeit und Durchhalten bis zum Weißbluten geschrieben, während draußen Tag für Tag Tausend um Tausend verreckten, zertrümmert wurden.

Beginnen wir mit dem ersten Teil: Ein Irrenarzt, Dr. Fuchs, veröffentlichte in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ vom 18. April 1916:

„In der Tat, dieser Krieg wächst sich zum Lebensberuf aus... Der Krieg, bisher Reaktion auf Krieg, Ehrenache, Mittel zum Zweck, von jetzt an wird er Selbstzweck... Die ganze Nation wird wie ein Mann den ewigen Krieg fordern...“

Zufügung Eichenbach schlug 1914 in der „Neuen Gesellschaftlichen Korrespondenz“ vor: „Zur Ehrung unserer unterkriegerischen Soldaten von Tington mache ich folgenden Vorschlag: Die gesamte deutsche Presse braucht ständig und ausnahmslos für das Wort „Engländer“ die Bezeichnung „Mörder“ und für „Japaner“ das Wort „Mausmörder““

Zur Ehrung unserer Soldaten! Hui Teufel! — Die „Vereinigung der Kunstfreunde“ brachte im Oktober 1914 eine Postkarte heraus mit folgendem gemütsvollen Vers:

„Bei Lüttich war es gar fein,
Juppheidi, juppheidi!
Wir schlugen Tür und Fenster ein,
Juppheidi, hehda!
Und hält' man uns die Freud' vergönnt,
Wir hätten 's ganze Nest verbrennt!“ —

Ein Gedicht von Oberst Hauptmann verrät uns, warum Deutschland den Krieg verlor:

„Kommt, wir wollen sterben gehn,
in das Feld, wo Kasse stampfen...
eh' ich nicht durchlöchert bin,
so an der Feldzug nicht geraten.“

Trotz dieser Erkenntnis zog Hauptmann es aber vor, sich lieber nicht durchlöchern zu lassen.
Subermann jubelt:

„Der freie Mann, der deutsche Mann
Liebt seinen Kaiser, wie er kann
Und hält ihn hoch und wert.
Er hat die Feinde feste man,
Er ist und bleibt der beste Mann,
Denn er, denn er
Schliff uns das Schwert!“

Er ist Schwarm der Lächerliche in Dorn.
Von Subermann auch folgender blutiger Jynismus:

„Unser ein'ger Wunsch ist geben,
Opfern, was man ist und liebt,
Leben, leben — dreimal leben,
Dafes dreimal Tote gibt!“ —

Die Gustav Wynelen, der „herrliche Wabagoge“ hegte mit seinen Schreibereien so manchen Jüngling auf die Schlachtfelder. Wie der Jutreiber eines Werbebüros macht er in seiner Broschüre „Der Krieg und die Jugend“ Klänge für den Massenmord:

„Wir, die wir zurückbleiben müssen... wollen euren Namen verherrlichen... Der Jugend ist der Krieg in erster Linie nicht ein politisches, sondern ein ethisches Erlebnis. Dies durchdrungen von der radikalsten Unpütlichkeit unserer Volksebens im Frieden, begrüßt (!) S. B.) sie die Umkehrung des Friedenszustandes...“

Herr Wynelen war 1914 noch militärpflichtig und mußte durchaus nicht zurückbleiben, er hätte sehr wohl an der Umkehrung des Friedenszustandes im Schützengraben teilnehmen können. Freilich, es ist unendlich viel sicherer, unerfahrenen Menschen durch verantwortungsloses Geschrieb in den Tod zu treiben, als seine eigene kultivierte und komplizierte Persönlichkeit im Dreck der Unterstände und Granatlöcher verlaufen zu lassen, als seinen Gros Flammenwerfern und Giftgasgranaden auszugeben. — — —

Der evangelische Pfarrer Egidius Rauch erklärte im „Tag“ vom 4. Dezember 1914, warum Frankreichs Bündnis mit der christlichen Sitlichkeit sehr wohl vernehmbar sei:

„Es ist ganz falsch, im einmal ausgebrochenen Frankfurterkrieg nur die „Ertappen“ zu strafen, nach des Krieges stillen Gelehen ist das ganze Volk „ertappt“... Wenn der Führer trotzdem unter allen Umständen Milderung und Frauenhandlung verbietet und verbietet, so geschieht das um der Moral der Truppen willen, das feindliche Volk hätte nicht einmal hierauf mehr ein sittliches Anrecht.“

Diese winzige Empfindenlese möge genügen, um daran zu erinnern. Kommt wieder einmal die Gelegenheit (und keiner weiß, wie bald sie wiederkehren kann), dann werden die meisten dieser Leute wieder „entgleiten“ und vor dem Militarismus auf dem Sauche rutschen und patriotische Gedichte eskalieren, nur um sich von dem „heiligsten und hebräen Erlebnis“ des Krieges zu drücken.

Wir wollen die „Kampfschiffe“ von 1914/18 nicht vergessen, wir wollen daraus lernen: Nur das organisierte Proletariat wird, wenn überhaupt eine Macht der Welt, imstande sein, ein neues 1914 zu verhindern. Und wir müssen alles versuchen, um

einen neuen, noch unaussprechbar entsetzlicheren Krieg zu verhindern. Nicht erst dann, wenn nur noch wenige Tage uns von seinem Ausbruch trennen, dann ist es zu spät, dann branden die Wogen des Wahnsinns unheimbar über der Welt zusammen.

Nein: Jetzt schon müssen die Waffen beiseite gelegt werden, jetzt heißt es aufklären, alle die Indifferenten und Gleichgültigen wachrütteln, immer und immer wieder zu erinnern an die Kohlruben und Kriegsanteilsjahre. Wir lassen uns nicht für die Interessen des Kapitals abklatschen!

Bruno Vogel.

Das Wesentliche

In Felsen gehauen finden wir hier und dort in der Welt Zeichnungen. Sie stellen Tiere oder Menschen dar und wurden vor Jahrtausenden von ganz unkultivierten Menschen in die Felsen geritzt. Dennoch fällt bei den eingetragenen Zeichnungen dieser primitiven eines auf, der ausgeprägte Sinn für das Wesentliche. Die wesentlichen Merkmale der gezeichneten Menschen und Tiere wurden erkannt und festgehalten. Und darüber wunderte sich die Wissenschaft.

Aber daß sie sich darüber wundern muß, ist bezeichnend. Es läßt vermuten, daß uns heutigen Menschen dieser starke Sinn für das Wesentliche verloren gegangen ist.

Und er ist bei uns auch nicht mehr in dem alten Maße vorhanden. Das zerkleberte Leben von heute hat auch unser Empfinden verlegt. Dieses Leben mit seinem Kampfe um die Existenz hat den Sinn für das Feinere geschädigt. Das Leben mit seinem Heben und Zagen hat zu einem stillen Verrachten und künstlerischen Beobachten der Umwelt nicht mehr die Zeit.

Das können wir auch auf anderen Gebieten des Lebens erkennen, daß der Sinn für das Wesentliche nicht mehr diese alte gesunde Klarheit hat. Das erkennen wir auch im organisatorischen Leben. Auch da wird die große wesentliche Linie oft nicht gesehen. Auch in gewerkschaftlichen Kämpfen beobachtet man so oft den jähren Gedanken nicht und läßt die Zielkraft, indem man an Kleinigkeiten nörgelt und weniger bedeutende Nebenerscheinungen für wesentlich hält.

Auch Nebenerscheinungen mag man kritisieren, doch immer nur mit der Kritik, die einer Nebenerscheinung zulohnt, aber nie in solcher Art, daß darunter das Wesentliche, das Ganze zu Schaden kommt. Alles muß im Dienste des großen Gedankens geschehen, und eines Menschen ist es nicht würdig, sich so weit im Kleinen zu vergraben, daß der Sinn des Ganzen dadurch gefährdet wird.

Nur das ist menschlich, groß zu denken, in führenden Sinnen zu streben aufwärts. Ist das nicht herrlich, zu sehen, wie da im primitivsten Menschen doch ein Sinn für das Wesentliche, das Bestimmende vorhanden ist? Der Mensch ist zu mehr geworden als zum Ausleben in den alltäglichsten Kleinigkeiten. Er hat etwas vom Führen in sich, vom Schöpfertum, vom immer neuen Gestalten.

So ist es denn auch nicht merkwürdig, daß auch beim genialen Menschen der Sinn für das Wesentliche eine charakteristische Erscheinung ist. Ein Genie kann nicht sein ohne den ausgeprägten Sinn für das Wesentliche, auf das es sein ganzes Denken und Schaffen als auf die Kernpunkte der Wahrheit lenkt.

Wenn wir darum das so häufige Fehlen des Sinns für das Wesentliche auch aus den Zeitverhältnissen heraus gewiß begreifen, so ist es doch zugleich gegen diesen Zeitgeist, wenn wir klar den Weg gehen, den wir zu gehen gezwungen sind. Mögen auch manche einzelnen vielleicht an der Zeit krank: unsere Bewegung krank nicht.

Sonntag

Du siegst einsam am Waldestrand und träumst. Bist du einsam? Nein, du bist nur mit a n d e r e m Leben zusammen als sonst. Wenn wir an freien Tagen die große Welt einmal meiden, um da in Stille draußen zu leben und sammeln zu lassen den Geist, dann ist die Umwelt nur anders.

Einsamkeit ist Gesellschaft. Ja, Gesellschaft innigster Art. Wir leben das Leben, das da um uns ist, wenn wir einsam sind dort am Walde stranden. Geborgen fühlen wir uns da am Waldestrand. Das große Freinwerden des Waldes, an das wir uns schmiegen, macht uns ruhig. Und die Schmetterlinge da auf der Wiese vor uns flattern so lieblich und friedlich hin und her und her und hin, als wollten sie zeigen: wir sind Herren des Lebens; wir sind Künstler des Seins.

Und so nimmt uns das Leben da draußen gefangen, und während wir glauben, dort einsam zu sein, stehen wir im Dorn! dieses urchinigen, unvorhergesehenen Lebens. Wir fühlen den einen Odem dieses schönen Natürlichen, und all das Zerissene und Suchende in uns bindet sich zu einem harmonischen Gefühl.

Darum bei aller Freude und allem Gesange und allem gemeinschaftlichen Gesehen: auch das Schweigende da draußen hat seinen Bildungswert. Auch das stille Ruhen am Walde oder das stehende Schreiben durch Licht und Grün. Da lauschen wir den Tiefen des Lebens, dem Urquell des Seins, und da fühlen wir, daß das Leben in seiner tiefsten Tiefe nur brüderliche Feier ist und Innigkeit.

Arbeitsrecht vor 240 Jahren

Im Archiv der Familie v. Hardenberg befindet sich eine alte Hausordnung, die der Statthalter Christoph v. Hardenberg am 10. März 1686 erlassen hat. Sie ist wohl in der Hauptsache für die Dienerschaft bestimmt. Einige bemerkenswerte Stellen daraus seien hier wiedergegeben: „Wer nichts aus der Predigt behält, soll wie ein Hund, an Erde liegend, sein Mittagsgut fressen.“ — „Wer in Diefen 8... so offen daliegen, soll drei Tage hintereinander die Fastenstage (Stochprügel) erhalten und als infam fortgesetzt werden.“ — „Wer die Zeit verschläft, dem sollen zwei seiner Kameraden je sechs Siebe geben.“ — „Die Speisen sind in guter Ordnung, ohne etwas zu verschütten, aufzutragen, die Schüssel mit Heberenz wieder abzunehmen.“ — „Wer aber nachst und Raue, Maul und Finger in allen Speisen hat, soll gezwungen werden, zur Vertreibung seines Appetits heiße und brennende Speisen zu fressen. Jeder hat laut das Tischgebet zu sprechen. Wer stotzt, erhält sechs spanische Rajenstrücker.“ — „Wer mit ungemessenen Händen aufwartet, dem sollen die Finger mit scharfen Kutten gewaschen werden, bis sie bluten.“ — „Dienest ist auch ein schändliches und unedliches Werk, wenn die Dienerinnen langam essen, so soll denen, die länger als eine Viertelstunde damit zubringen, das Essen vor dem Maul weggenommen werden. Wer die vorgelegten Speisen nicht essen will, fastet 24 Stunden ganz und gar.“ — „Wer ohne Erlaubnis ausgeht oder gegen den Herrn murret, hat nach Umständen Weitsche, Stecke oder Pfahl zu erwarten.“ Das sind nur einige „Kostproben“ aus einer ziemlich umfangreichen Sammlung ähnlicher Vorschriften, Raenstüber, Fastenabden, 6 bis 80 Stochhiebe, blutig schlagen, Ohrfeigen, hungern, einsperren — das sind die beliebtesten Erziehungsmittel eines durchschmittlichen Standesherrn aus der „guten alten Zeit“, der Zeit, die viele wieder herbeiwünschen.

Tolstoi und die Genossenschaften

Anlässlich des allgemeinen Gedenktags für Leo Tolstoi veröffentlicht auch die „Konsumgenossenschaftliche Rundschau“ eine Blauberei des bekannten Genossenschaftsreformers Professor Dr. Lotzmann über seine persönlichen Besuche bei Tolstoi und dessen gelegentliche Anklaffungen über die Genossenschaftsbewegung. Davon mag zur Kennzeichnung der Stellungnahme des großen russischen Dichters-philosophen zur Genossenschaftsbewegung mitgeteilt werden, daß Tolstoi dem damals noch in Rußland lebenden Lotzmann als Antwort auf ein an ihn gerichtetes Ersuchen einen sehrzint viel beachteten Brief schrieb, in dem Tolstoi erklärte, daß „die Gründung und Förderung von Genossenschaften die einzige soziale Tätigkeit wäre, die sich einem moralischen Menschen, der kein Bräuder seiner Nächsten sein will, in unserer Zeit ziemt“ und daß er, Tolstoi, bestrebt sein werde, diese Idee bei der ihm nachstehenden Bauernschaft praktisch zu verwirklichen. Der Brief Leo Tolstois übte einen wohlwollenden Einfluß auf die Genossenschaftsbewegung nicht nur in Rußland, sondern auch in Westeuropa aus.



Verbandsleben



13. Gewerkschaftskongress

(Schluß)

Wahl des Bundesvorstandes

Der Kongress kommt nun zur Wahl des Bundesvorstandes. Hierfür macht Schumann (Verkehrsbund) den Vorschlag, in die Kandidatenliste den Kollegen Baunier aufzunehmen, da ohnedies die 850 000 Verkehrsarbeiter im Vorstande unterrepräsentiert seien. Thierfelder (Bleibungsarbeiter) wünscht, daß für den auscheidenden Kollegen Sabath der Vorsitzende der Bleibungsarbeiter, Plettl, komme. Ein Vertreter der Nahrungsmittelarbeiter schlägt den Kollegen Bader für den Vorstand vor. Der Vorsitzende Schumann sagt, daß nicht der Anschein erweckt werden dürfe, als ob jede Berufsgruppe im Vorstand vertreten sein müsse. Er bittet, es bei der Vorschlagsliste zu belassen.

Die von der Antragskommission eingereichte und fast einstimmig angenommene

Entscheidung über die Betriebsräte

lautet folgendermaßen:

Der Kongress bestätigt und erneuert die Beschlüsse des 11. und 12. Gewerkschaftskongresses über die Durchführung der Wahlen und die Erweiterung der Rechte der Betriebsräte. Der Kongress stellt mit Genugtuung fest, daß die Betriebsräte und ihre Betriebsvertretungen nach den in diesen Beschlüssen festgelegten Grundregeln gehandelt haben, sowie daß es durch die Schaffung der neueren arbeitsrechtlichen Gesetze gelungen ist, das Mitbestimmungsrecht in den Betrieben weiter zu festigen.

Die vom Bundesvorstand gemeinsam mit dem Allgemeinen freien Angestelltenbund zur Sicherung der Betriebsräte aufgestellten Forderungen sind durch die Novelle zum Betriebsrätegesetz vom 28. Februar 1928 nur zu einem kleinen Teil erfüllt worden. Der Kongress fordert, daß durch eine weitere Änderung des Betriebsrätegesetzes die noch nicht erledigten Forderungen über die Sicherung der Wahlvorstände und der Betriebsratsdaten sowie über die Sicherung der Betriebsrätevertretungen gegen Entlassung infolge Krankheit oder infolge zeitweiliger Betriebsräteabwesenheit in vollem Maße erfüllt werden. Der Bundesvorstand wird ermahnt, gemeinsam mit dem Allgemeinen freien Angestelltenbund alle Schritte und Maßnahmen zu unternehmen, um die gemeinsam aufgestellten, aber noch nicht erledigten Forderungen schnellstens durchzuführen.

Von den Belegstellen erwartet der Kongress, daß sie ihre Rechte aus dem Betriebsrätegesetz energig ausüben. Kein Betrieb, der nach den Bestimmungen des Betriebsrätegesetzes eine Betriebsvertretung haben kann, darf ohne Betriebsvertretung sein. Durch Organisierung der Betriebsräte in noch fernstehenden Betriebskollegen wird es dann gelingen, das Mitbestimmungsrecht in vollem Umfange durchzusetzen.

Es kommt nun die Anfrage zum Statut des DGB zur Verhandlung. E. Schäfer (Metallarbeiter) befragt die beantragte Vertragsänderung von 16 auf 30 J. Der Redner ist zwar nicht gegen die Erhöhung, doch wünscht er, daß der Bundesvorstand seinen Hausposten sorgfältig anstelle, damit er bei gleichen Verfassungen ohne eine weitere Vertragsänderung auskomme. Er schließt mit einer Mahnung zur Sparsamkeit, um der Wiederkehr eines solchen Antrages vorzubeugen.

Hierauf wird die Vertragsänderung mit allen gegen zwei Stimmen angenommen. Inzwischen ist die Wahl des Bundesvorstandes vorgenommen worden. Es sind gewählt als Vorsitzende Bader, Grafmann und Müller, als Sekretäre Eggert und Knoll, als Schriftführer Umbricht, als Beisitzer sind erwählt die Kollegen Bernhard (Baugewerksbund), Braun (Fabrikarbeiter), Janzschel (Bergbau), Wagner (Lederarbeiter), Reichel (Metallarbeiter), Schmidt (Landarbeiter), Schrader (Textilarbeiter) und Zarnow (Holzarbeiter).

Der Bundesvorstand Leipzig dankt für das Vertrauen, das in der Wiederwahl zum Ausdruck kommt. Dann dankt er den aus dem Bundesvorstand auscheidenden Kollegen Sabath, Baunier und Bader, besonders aber auch dem Kollegen Jadel, der durch schwere Krankheit von dem Kongresse ferngehalten ist. Die Gewählten werden, so betont Leipzig, das hohe Ehrenamt zu rechtfertigen suchen. Mit dem gefestigten Ansehen des Bundes seien die Pflichten größer geworden. Die Gewählten würden sich der großen Verantwortung vor der Arbeiterschaft wie dem ganzen deutschen Volke bewußt zeigen. (Beifall.)

Dann dankt der holländische Vertreter Snapper namens der ausländischen Gäste für die freundliche Aufnahme. Damit sind die Arbeiten des Kongresses beendet. Der Vorsitzende Schumann hält die Schlußrede. Er dankt dem Ortsansitzigen von Hamburg für die vielen Arbeit, auch der Jugend, die so zahlreich hergekommen sei, um den Kongress zu begrüßen. Er dankt weiter den ausländischen Kameraden, die durch ihre Anwesenheit bezeugen, daß die internationale Solidarität kein leeres Wort bei den freien Gewerkschaften ist. Über die Arbeiten des Kongresses sagt der Redner, daß sie der Beweis dafür sind, daß die deutschen Gewerkschaften die Rolle übernommen haben. Es ist zu einer Klärung in Sachen des Schlichtungswesens wie der Betriebsräte demokratischer gekommen. Und für das Bildungswecken hat man neue Wege gefunden. Ferner ist die erste große Latsche jetzt gepflanzelt, daß der Parteitag hier statt der letzten und ein befehltes Zusammenkommen mit ihr offiziell geworden ist. Durch diese Zusammenkünfte wird die Parteiarbeit besser geleitet. Durch diese Zusammenkünfte wird die Parteiarbeit besser geleitet. Durch diese Zusammenkünfte wird die Parteiarbeit besser geleitet. (Beifall.)

Der Kongress stimmt die Marschroute an.

Lohn- und Tarifstreit der Braunkohlenarbeiter

In der Nr. 38 der MZ wurde schon darauf hingewiesen, daß sich wenig Aussicht bietet, die Tarifstreitigkeiten im Braunkohlenbergbau friedlich-schlichtend zu regeln. Es haben nun Konferenzen der einzelnen Gewerkschaften sowie Betriebsräte stattgefunden. Die Konferenz der Vertreter der Braunkohlenarbeiter fand am 16. September in Leipzig statt. Nach dem Bericht über den bisherigen Verlauf der Verhandlungen (siehe Metallarbeiter-Zeitung Nr. 38) wurden die verschiedenen Forderungen, Unternehmern gegenüber, abgelehnt. Es wurde dann eine Entschädigung einvernehmlich angenommen, in der die Einzahlung des Rücklagenbeitrages, als auch die verlangte Gehaltssteigerung von 12 % und die Verbesserung der Arbeitsbedingungen für den Braunkohlenarbeiter nicht nur für berechtigt, sondern auch als wirtschaftlich tragbar bezeichnet wird. Die Stellung der Unternehmer ist von dieser Konferenz folgendermaßen beurteilt worden:

Die Behauptung der Unternehmer, daß eine Erhöhung der Löhne und eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen eine solche finanzielle Belastung für die Braunkohlenwerke darstellen, daß deren Existenz in einem unabweisbaren Maße in Frage gestellt werde, entspricht nicht den Tatsachen und kann als eine absichtliche Täuschung bezeichnet werden. Die Konferenz sieht der Verbesserung des Vertrauens aus und betont, daß es zu tun, um die Forderungen durchzusetzen. Vom 17. bis 19. September haben Einigungs- und Schlichtungskonferenzen unter Vorsitz des Schlichters für Thüringen, des

Ministerialrats Hauschild, stattgefunden. Sie hatten keinen Erfolg, weil sich die Unternehmer zu keinerlei annehmbaren Zugeständnissen bequemen. Auch machten die Unternehmer den von den Gewerkschaftsvertretern gemachten Vergleich in Sachen der Arbeitszeit und des Lohn- und Manteltarifs unmöglich. Die Schlichtungsausschussverhandlungen konnten infolge der unüberbrückbaren Gegensätze nicht beendet werden. Die Gewerkschaftsvertreter beantragten Vertagung der Verhandlung, um den Gewerkschaftsvorständen und einem größeren Kreis von Organisationsvertretern mehr Zeit und Gelegenheit zu weiterer Behandlung der Streitfrage zu geben. Die Unternehmer lehnten die Vertagung ab. Ihr Beweggrund ist offenbar der: sie wollen eine Neuregelung der Arbeitszeit, des Lohn- und Manteltarifs noch vor Ablauf dieses Monats durchsetzen. Gelingt ihnen dies, dann allerdings können Kampfmaßnahmen von den Gewerkschaften nicht mehr getroffen werden.

Die Braunkohlenbetriebe treiben ein gefährliches Spiel. Ihre Änderungsanträge lassen klar erkennen, daß sie sowohl die Rechte der Betriebsräte wie auch sonstige tarifliche Bestimmungen in einer dem Unternehmensinteressen günstigen Weise ändern wollen. Es sollen die Ferien für Jugendliche so geregelt werden, daß die Ferienzeit von 3 Tagen auch für Arbeiter bis zum 21. Lebensjahre, anstatt wie bisher nur bis zum 16. Lebensjahre Gültigkeit hat.

Sollten die Unternehmerabsichten Latsche werden, dann wird, wie im vorigen Jahre, nichts weiter wie Kampf übrig bleiben, den dann allerdings nicht die Arbeiter, sondern die Unternehmer verurteilt haben. Otto Handke.

Heranbildung von Betriebsfunktionären

Zu der Frage, ob unsere Wirtschaftsschule zuvörderst und vornehmlich von Angestellten oder von Betriebsfunktionären zu beschließen ist, sendet uns auch Kollege S. R. ein sehr langes Schreiben. Nachdem er, wie es von anderen Kollegen schon mehrfach geschehen, dargelegt hat, daß vor allem die Schule mit Betriebsfunktionären zu beschließen ist, fährt Kollege S. R. fort:

Wenden wir uns von der Gegenwart zur Zukunft. Unser Ziel ist die sozialistische Wirtschaft. Zu ihr wollen wir durch die Demokratisierung der heutigen Wirtschaft gelangen. Um die Demokratisierung wird bald der Kampf entbrennen, und nicht nur in den Parlamenten und an Verhandlungstischen, sondern vor allem auch in den Betrieben mit jedem einzelnen Unternehmer. Für diese Kämpfe heute schon die Mittel bereitzustellen und geeignete Kräfte heranzubilden, muß unsere Aufgabe sein. Man könnte nun sagen, daß jeder im Betriebe stehende Kollege mit etwas Bildungsdrang seine Metallarbeiter-Zeitung und die Betriebsräte-Zeitschrift hat, worin er das notwendige Wissen finden kann. Die Bedeutung unserer MZ und der MZ für die Bildung der Kollegen und Kolleginnen soll in keiner Weise von mir bestritten, sondern im Gegenteil sehr hoch bewertet werden. Aber vergeßen wir eines nicht, daß beide Zeitungen trotz ihrer guten Ausstattung, die ich voll anerkenne, nicht das ganze geistige Rüstzeug zu liefern vermögen, die der Betriebsfunktionär für seine vielseitige Aufgabe bedarf. Er muß instand sein, unser heutiges Wirtschaftssystem kritisch zu betrachten, ihre Zusammenhänge und Triebkräfte erkennen, um bis zu den Wurzeln der gesamten Volkswirtschaft vordringen zu können. Diese Grundlage, die der Betriebsfunktionär, der seiner Aufgabe gewachsen sein will, unbedingt braucht, um das Ganze bis zu einem bestimmten Grad überleben zu können, kann er sich aus den beiden Bildungsmitteln nicht aneignen, weil es deren Aufgabe nicht ist und nicht sein kann. Denn unsere MZ ist für die ganze Mitgliedschaft vorhanden und hat ihrer Größe und Zusammensetzung Rechnung zu tragen. In etwas geringerer Maße dürfte das auch auf die Betriebsräte-Zeitschrift zutreffen. Beide haben die Mitgliedschaft zu unterrichten und ihre Glieder zu Gewerkschaftern zu erziehen, aber nicht dem Funktionär die wissenschaftliche Grundlage zu schaffen, was die beiden Zeitungen nur in beschränktem Maße mit der gebührenden Gründlichkeit zu tun vermögen. Notwendig ist dazu eifriges Selbststudium der Fachliteratur, was oft recht schwer ist, wenn keine oder wenig Gelegenheit vorhanden ist, sich mit anderen, die Anregung geben können, über diese Fragen anzupflegen. Hier geht es zu leisten, was auch mit den aufgetragenen Mitteln in einem Verhältnis steht, dürfte von der Schule zu erhalten sein, wo der Besucher eine bestimmte Zeit, losgelöst von allem andern, sich nur in die zu behandelnden Probleme zu vertiefen hat. In unserer Wirtschaftsschule selbst möchte ich nur soviel sagen, daß auch ich Gelegenheit heute, an einem Kurs teilzunehmen, der mich sehr befriedigt hat. Daß da erst die Arbeit geleistet werden muß und man nicht zur Erholung dort ist, dürfte ganz selbstverständlich sein, wenn es auch für manchen Kollegen eine annehmbare Abwechslung ist. Zu der Frage, daß viele Kollegen aus irgend einem Grunde in eine andere Organisation abgeben und so das Gelernte nicht im eigenen Verbande verwenden, muß ich sagen, daß das doch nicht für unsere Bildungsarbeit maßgebend sein kann und darf. Denn auch angestellte Kollegen scheiden oft aus unserem Verbande aus, um eine andere Stellung in der Arbeiterbewegung oder im Staat und der Verwaltung einzunehmen, und das kann notwendig sein um der Gesamtarbeiterbewegung willen. Die Arbeiterklasse führt als Ganzes den Kampf um ihre Befreiung. Da ist es schließlich gleichgültig, ob einer das Gelernte im eigenen Verbande oder in einer anderen freien Gewerkschaft verwendet. Hauptfrage ist, daß er dort, wo er steht, auch seine Pflicht erfüllt.

Sie oft habe ich in Versammlungen gehört, wie Betriebsräte, unsere Funktionäre tangen nichts. Dabei vergeßt man ganz, daß keiner mehr geben kann, als er hat. Überall fehlt es an Mitarbeitern. Deshalb betrachte ich es als eine der vornehmsten und wichtigsten Aufgaben unserer Organisation, für die Heranbildung tüchtiger Betriebsfunktionäre Sorge zu tragen. Darum nicht nur Erhaltung, sondern Ausbau unserer Wirtschaftsschule für die Betriebsfunktionäre muß deshalb die Aufgabe sein. S. R.

Unsere Wirtschaftsschule in Vierzehn

Da die Auffassung des Kollegen S. Reichle (in Nr. 31 der MZ) weitere Kreise ziehen konnte, möchte auch ich mich kurz dazu äußern. Ich würde nichts verächtlicher halten, als die Abkommandierung sämtlicher Angestellten zur Wirtschaftsschule. Denn Kollege Reichle gibt ja selbst zu, daß ein Geschäftsführer in der Provinzstadt keine Kollegen geistig übertrifft. Wo hat er doch einen geistigen Grundstock, den er durch Lesen der Zeitungen mit den Kollegen im Betriebe, die sich erst den größten Mühen zu widmen haben, um sich dann durch Bücher und Zeitschriften weiterbilden zu können. Auf den verschiedenen Gebieten wird dies in der Schule erreicht. Der Genosse Graf versteht es doch ausgezeichnet, die Erziehungswissenschaft des Kapitals zu erklären. Es darf wohl ohne Übertreibung gesagt werden, daß bei den meisten Funktionären, die die Schule besuchen, eine konstante Deutlichkeit über die kapitalistischen Zusammenhänge Platz gegessen hat. Die Betriebsräte-Zeitschrift und die volkswirtschaftlichen Zeitschriften, die man vor dem Besuch eines Kurses in der Wirtschaftsschule der Arbeiterbewegung wenig oder gar nicht las, werden, nach meiner eigenen Erfahrung, nach dem Besuch der Schule, meist eifriger und vor allem mit Verständnis gelesen. Ebenso verhält es sich mit dem Arbeiterrecht. Der Genosse Dr. Franke, der zuweilen mit gebührender Hinzunahme der trockenen Paragraphen behandelt, führt doch erst den Arbeiter hinter die Kulissen der Justiz und erreicht, daß die Grundgesetze des Arbeitsrechts mehr als den Urteilen kennen können. Daß der Beschäftigte des Genossen Stig: Untersuchungsformen, Bilanz, Kalkulation und Nationalökonomie gerade für die Kollegen aus dem Betriebe wichtig ist, braucht keine besondere Begründung. Die Aufgabe in

Mitteilungen des Vorstandes

Telegraphenadresse: Metallvorstand Stuttgart
Telephon-Nummern: S.-A. 62441, 62442, 62443

Mit Sonntag dem 30. Sept. ist der 40. Wochenbeitrag für die Zeit vom 30. September bis 6. Oktober 1928 fällig.

Die Erhebung von Extrabeiträgen wird nach § 6 Abs. 5 des Verbandsstatuts folgenden Verwaltungen in der angegebenen Höhe genehmigt:

Verwaltung	Für Mitglieder der Beitragsklasse:				Wann der Beitrags-erhebung
	I	II	III	IV	
Augustsehn	80*	20	—	—	40. Woche
Friedrichshafen	20	20	10	5	40. "

* Bis einschließl. 32. Woche 1928.

Die Nichtbegleichung dieser Extrabeiträge hat Entziehung statutarischer Rechte zur Folge.

Aufforderung zur Rechtfertigung:

Das nachgenannte Mitglied wird nach § 23 Abs. 4 des Statuts aufgefordert, sich gegen erhobene Beschuldigungen zu rechtfertigen. Verwaltungen, denen die Adresse des Aufgeforderten bekannt ist, wollen diese an den Vorstand melden. Das Mitgliedsbuch ist an den Vorstand einzuliefern.

Auf Antrag der Verwaltungstelle Witten:

Der Former Robert Brenzel, geb. am 8. September 1881 zu Braunschweig, Mitgliedsbuch Nr. 638794, wegen Schwindelens.

Ausgeschlossen werden nach § 22 des Statuts:

Auf Antrag der Verwaltungstelle Offen a. Rh.:
Der Klempner Erich Hartmann, geb. am 14. November 1901 zu Sommerfeld, Mitgliedsbuch Nr. 6574197, wegen Streikbruch; der Installateur Friedrich Schick, geb. am 8. November 1905 zu Querenburg, Mitgliedsbuch Nr. 6850766, wegen Streikbruch.

Häufig werden Anfragen einzelner Mitglieder an den Vorstand gerichtet über Angelegenheiten, die ihre Erledigung leicht durch die zuständige Ortsverwaltung finden können. Meistens ist diesen Zuständigen ein Ausweis über die Mitgliedschaft nicht beigesügt, was unbedingt erforderlich ist, wenn auf eine Beantwortung gerechnet wird. Die Mitglieder sollten sich stets zunächst an die Ortsverwaltung wenden.
Stuttgart, Rötestraße 18. Der Vorstandsvorsitzende

Zur Beachtung! • Sugug ist fernzubalten:

von Drehern und Gleisern nach Graz; (Andrieh Maschinenfabrik A. G.) D.;
von Klempnern und Installateuren nach Hamburg-Altona; nach Holland St.;
A. — Lohnbewegung; B. — Dittmann; C. — Grotz in Ocht; D. — Streit; E. — Wahlregelung; F. — Wirtschaft; G. — Auslieferung.
Arbeitsuchende Mitglieder sind verpflichtet, auch wenn der betreffende Ort nicht in der Zeitung gesperrt ist, Entsendung bei der zuständigen Ortsverwaltung oder, wo eine solche nicht besteht, beim Vorstand einzuholen. Das Schriftstück ist von der Verwaltung, bei dem Mitglied zurzeit angehört, zum Ausweis der Mitgliedschaft abgehempelt zu lassen.

Verbandsanzeigen

Elbing, Geschäftsführer für sofort gesucht. Verlangt wird erste Kraft. Genaue Kenntnisse des Verbandslebens und auf dem Gebiete des sozialen Rechts erforderlich. Gehalt nach den Beschlüssen des Statistikerverbands oder nach Abereinunft. Ganzjährig schriftlich geschriebene ausführliche Bewerbungen sind zu richten an H. Fischer, Elbing, Spieringstr. 21. Wohnungstür ist lösbar.

der Betriebsräte-Zeitschrift über Abrechnungskalkulation stimmen doch alle darin überein, daß sich die Arbeiter, insbesondere die Funktionäre ganz eingehend mit dieser Kalkulation beschäftigen müssen. Wenn wir im Betrieb die Kollegen für die Gewerkschaften begeistern wollen, ist es die erste Voraussetzung, daß wir durchgebildete Funktionäre haben, die den Kalkulatoren mit den nötigen Kenntnissen gegenüber treten können. Gerade in diesem Falle hilft unser beidurchgebildeter Büroangestellter nicht sehr viel. Obwohl man einwenden kann, daß je der Angestellte nach Besuch eines Kurses die Durchbildung der Funktionäre leicht vornehmen kann, so vermag er dennoch nicht die pädagogischen Fähigkeiten der Lehrer von Nürnberg zu erlangen. Wohl vertreten auch ich die Auffassung, daß für die Verbandsangehörigen Zwischenkurse von acht bis vierzehntägiger Dauer stattfinden sollen, aber in der Hauptsache muß die Schule die Kollegen im Betriebe mit dem Nötigen versehen.
Johann Neag, Nürnberg.

Schriftenheft

Kulturwille, Monatsblätter für Kultur der Arbeiterchaft West u. Sozialismus und Gewerkschaften. Im neuen Kulturwille werden die Aufgaben der Gewerkschaftsbewegung besprochen. Entsprechend dem Charakter des Kulturwillens behandelt das Heft vor allen Dingen das Bildungswecken der Gewerkschaften. Die damit verbundenen Fragen werden in anschaulichen Aufzügen von Engelbert Graf, Kulturwille und Kulturaufgaben der Gewerkschaften, sowie von Alexander Knoll: Das Bildungswecken der Gewerkschaftsbewegung dargestellt. Der neuen im Bau befindlichen Bundesheft des DGB in Bernau bei Berlin sind zwei Seiten gewidmet. Der literarische Teil des Heftes bringt Aufsätze über Latsche, über den kurzlich verstorbenen jungen Dichter Klaus, interessante Essays, Film- und Buchbesprechungen. Die Reihenfolge Aufsätze und Arbeiter auf Reisen. Der Kulturwille bietet im einzelnen 30 % im Jahresabonnement 3 A. Bestellungen nimmt jede Volkswirtschafts- und jede Postanstalt entgegen. Preis: 1.00 M. Der Kulturwille hat die Reichleitung des DGB, Die Kulturwille, wieder den Kulturwille-Abteilender herausgegeben. Da der Kulturwille über den Rahmen der Kulturwille-Organisation hinaus Bedeutung besitzt und für jedes Heim ein Schmausstück bildet, kann die Anschaffung jedem Freund der Kultur und jedem Wanderer bestens empfohlen werden. Er ist zum Preis von 1.60 M. von den Kulturwille-Verlaggruppen, Fortschrittsverlagungen oder vom Verlag, Nürnberg, Weberstraße 1, zu beziehen.

Arbeiter als „Unternehmer“

Bata, der balkanisierte Ford

J. B. Gewöhnlich herrscht die Meinung vor, daß Unternehmer reiche, mindestens wohlhabende Leute sind. Einem tschechischen Fabrikanten blieb es vorbehalten, dieser Auffassung einen gewaltigen Stoß zu versetzen: er hat nämlich „Unternehmer“ geschaffen, die so arm sind wie ich und du.

Es handelt sich um die tschechische Schuhfabrik Bata in Zlín in Mähren. Es ist dies ein Betrieb, von dem endlich die Welt ob der dort herrschenden Ausbeutung gebührend Kenntnis nahm. Bata hat einige Jahre vor dem Kriege mit der Herstellung von Segeltuchschuhen begonnen. Es war ein „Betrieb“ kleinster Ordnung. Eigentlich stellte Bata nichts her, sondern ließ seine Waren von Heimarbeitern herstellen. Er selbst zog mit der Karre durch die mährischen Dörfer und verkaufte, was er mit Schindlöhnen hatte erzeugen lassen. Heute gehört ihm die größte Schuhfabrik Europas; die bei ihm beschäftigten 12.000 Arbeiter erzeugen täglich 75.000 Paar Schuhe, und geht alles gut, so werden es 100.000 Paare sein. Bata verkündet der Welt durch eine eigene Zeitung, daß seine Fabrik viel Gutes für die Allgemeinheit leiste, weil er in kurzer Frist die Schuhpreise in der Tschechoslowakei um 50 vH gesenkt habe und, so weit will, noch weiter senken werde. Er vermeint weiter, sich als lebendiges Beispiel dafür hinstellen zu dürfen, daß man auch heute noch mit Sparsamkeit, Fleiß, Geduld und Spude ein schwerreicher Mann werden könne. Man hält heute den ehemaligen Hausierer mit Segeltuchschuhen für den reichsten Mann der Tschechoslowakei, dessen Vermögen eine Milliarde Tschechenkronen oder 125 Millionen Mark beträgt.

Dieses Vermögen ist nun in der Tat durch Fleiß und Sparsamkeit entstanden, freilich nicht durch die Bata's, sondern durch die seiner gedulden Arbeiter. Denn diese haben Ausbeutermethoden zu erdulden, von denen man sich anderswo nur schwer einen Begriff macht. Hat doch sogar das Landgericht in Berlin in einem Urteil erkannt, daß Bata „soziales Dumping“ betreibt, die Arbeiter also, gemessen an Arbeitsbegriffen anderer Länder, über Gebühr ausbeute und dadurch billiger herstellen und verkaufen könne, als seine übrigen Weltbewerber.

Wie ist nun dieses „soziale Dumping“ Bata's beschaffen? Wollte man seinen Darstellungen glauben, so hätten seine Arbeiter das Paradies auf Erden. Denn bei ihm gibt es überhaupt keine Arbeiter, sondern alle die 12.000 Menschen, die er beschäftigt, sind „selbständige Unternehmer“. Die Arbeiter, die Angestellten, sogar die Kraftwagenführer, die Kohlstöße und Fertigen befördern — sie alle sind einem der 25 „selbständigen Wirtschaftskörper“ eingereiht, die Bata geschaffen hat. Das geht nämlich so zu, daß es bei Bata weder einen festen Lohn noch einen Akkord gibt. Die „oberste Beereileitung“ stellt fest, wieviel Schuhe geliefert werden müssen und teilt diese von ihr errechnete Menge auf die einzelnen Abteilungen auf. Wird einer Abteilung befohlen, daß sie täglich 2000 Paar Schuhe zu liefern habe, so ist das weitere ihre Sache. Der Abteilungsleiter ist dafür verantwortlich, daß der Auftrag erfüllt wird, und er schließt zur Befristung dessen mit dem Werk einen regelrechten Liefervertrag. Erfüllt er ihn, so bekommt er einen bestimmten Teil des Wertes der hergestellten Schuhe bezahlt, bei Nichterfüllung oder verspäteter Lieferung gibt es Strafgeulder. Der Abteilungsleiter sichert sich also und vergibt die Arbeit im „Unteraktord“ den Obermeistern weiter, ebenfalls gegen Lieferungsvertrag, Anteil und Strafgeulder. Der Obermeister gibt die Sache weiter an die Meister und diese an die Arbeiter. So wird also der Arbeiter zum „Unternehmer“, der den Auftrag hat, sovielt Schuhe zu liefern, als die Beereileitung für ihn als Mitglied der betreffenden Abteilung festgelegt hat. Nicht nötig zu sagen, daß er auch am Materialverbrauch „mitbeteiligt“ ist. Die Rohstoffmengen, die er zur Verarbeitung erhält, werden aufs Klappste bemessen. Verbraucht er mehr, so zahlt er 35 vH des Wertes an die Fabrik.

Man kann sich danach vorstellen, wie das etwa bei der Arbeit zugeht. Die „Selbständigkeit“, das heißt die volle Verantwortung für Material, Güte und Menge der Arbeit zwingt zu unerschütterlicher Anspannung aller Kräfte, da sonst Gefahr besteht, daß der „Unternehmer“ statt Geld zu verdienen noch welches in die Fabrik bringen muß.

Die Tschechoslowakei hat seit 1918 ein sehr strenges Gesetz über die 48-Stundenwoche. Bei Bata werden aber 60 und oft 70 oder noch mehr Stunden gearbeitet. Er bedauert das außerordentlich und ermahnt immer wieder die Arbeiter, doch das Gesetz einzuhalten. Nun sie es nicht, so kann man ihn doch nicht zur Verantwortung ziehen... Das laufende Band bestimmt bei Ford das Tempo der Arbeit, aber nach einer bestimmten Zeit ist die Arbeit zu Ende, das Band steht. Bei Bata gibt es auch ein laufendes Band, aber Bata setzt nicht nur das Tempo fest, er bestimmt auch, wieviel Ware an einem Tage fertig sein muß. Hat der Arbeiter 2000 Teile zu liefern, wobei Nichterfüllung mit Strafe bedroht wird, die unter Umständen einem Lohnentzug, bei Weisheit und Abteilungsleitern sogar mit Vermögenszugleichbedeutend ist, so versteht man, daß für den Betrieb kein gleichbedeutend gilt. Es wird eben so lange gearbeitet, bis die bestimmte Menge fertig ist, und kann das nicht bis 5 Uhr nachmittags der Fall sein, so wird es eben 7 oder 8 oder auch 10 und 11 Uhr nachts.

So also wirkt sich die „Selbständigkeit“ der Arbeiter und Angestellten aus: daß sie alle Verantwortung und alles Risiko des Unternehmens tragen, den Reingewinn aber einzig der Beereileitung und dem Alleinbesitzer, eben Bata, einsteckt. Zwar sind angeblich auch die Arbeiter am „Reingewinn“ beteiligt, aber dafür gibt es keine „Verträge“, und wer etwas erhält und wer nicht, das ist das Geheimnis Bata's.

Wenn der Unternehmer Bata seine Arbeiter so behandelt, dann kann es der Geschäftsmann mit seinen Verkäufern nicht anders halten. Denn der Tuchschuhverkäufer Bata kommt ja vom Handel. So hat er sich in der Tschechoslowakei ein Netz von 400 Verkaufsstellen eingerichtet, die ebenfalls „selbständige Handelsunternehmungen“ sind. Das sieht in der Praxis so aus, daß er von den Geschäftsführern dieser Verkaufsstellen Sicherstellung verlangt, die 25 vH des Wertes eines von ihm festgesetzten Warenlagers betragen, daß er sie alle kostenlos der Verkaufsstelle, wie Löhne und Gehälter der Angestellten, Sozialversicherungen, Miete, Beleuchtung, Kundenerwerb, selbst den größten Teil der Steuern zahlen läßt. Sie müssen ferner den nicht sichergestellten Teil des Lagers mit 10 vH im Jahre verzinsen, ein angeblich in der Fabrik für sie bereitgehaltenes Lager ebenso hoch und schließlich auch die Ware, die für sie etwa „unterwegs“ sein könnte. Sie sind auch verpflichtet, allmonatlich ein Sechstel ihres Lagers — und es muß wiederholt werden, daß dessen Höhe nicht von ihnen, sondern

von der Fabrik bestimmt wird — zu verkaufen. Nun sie es nicht, so haben sie auch den Unterschied noch besonders zu verzinsen. Für all das erhalten sie 9 vH des Warenwertes als Vergütung. Die Firma legt aber auch zuweilen alle Schuhpreise 20 bis 50 vH herunter. Auch diese Herabsetzungen haben die Geschäftsführer aus eigenem zu tragen, wofür sie ein weiteres vH, zusammen also 10 vH erhalten. Da es auch sonst noch verschiedene Verpflichtungen gibt, kommt es meistens so, daß nach ein- oder mehrjähriger Tätigkeit der „Geschäftsführer“ seine Sicherstellung verlorhen hat und arm wie ein Kirchenmaus aus dem Betriebe scheidet, in dem er als „selbständiger Unternehmer“ reich zu werden hoffte. Er hat in Wirklichkeit mit seinem Gelde das gesamte Betriebskapital Bata's verzinst, das auf seine Verkaufsstelle entfällt, oft noch mehr. Im Betriebe selbst verzinst Bata die Zwangssparnisse seiner Arbeiter ebenfalls mit 10 vH, doppelt so hoch als die privaten Banken, und schafft sich damit auf Kosten der Geschäftsführer das nötige Geld.

So schließlich sich also der Kreis: Arbeiter und Angestellte liefern Arbeit und Geld, die Leiter der Verkaufsstellen verzinsen es. Sie alle tragen ihren Anteil an etwaigen Fehlschlägen, nur Bata selbst thront ohne Gefahr und hemmt „bescheiden“, aber sicheren Gewinn ein: 25 vH am Paare, 17.500 vH täglich, 110.000 vH in der Woche ist.

Man versteht, daß solche Ausbeutung nur möglich ist, weil es im Betrieb keine gewerkschaftliche Organisation gibt. Die wird nicht geduldet. Zwar nicht öffentlich, denn das wäre nach tschechoslowakischem Gesetz Nötigung und würde bestraft. Aber es gibt ja viele Gründe, „Anzuverlässige“ zu entlassen. Arbeiter und Angestellte wissen es und handeln danach, um so mehr, als Bata auch politisch seine Kleinstadt beherrscht, im Stadiparlament von Zlín von 36 Stadtverordneten deren 25 stellt und selbst Bürgermeister ist.

Die kapitalistische Welt rühmt Bata als bedeutenden und erfindungsreichen Mann, selbst der Präsident der Republik, Masaryk, hat ihm öffentliche Anerkennung zuteil werden lassen. Man will in England und Amerika sein System nachahmen, das, wie man vermeint, dem Ei des Columbus gleicht. Und wer weiß: heute kämpfen noch deutsche Schuhfabrikanten gemeinsam mit der Lederarbeiterzunft gegen Bata, morgen werden sie verjahren, es ist gleichgültig. Vielleicht auch andere Berufszweige, wo sich ein ähnlicher Arbeitsvorgang wie in der Schuhindustrie abspielt: übrige Bekleidungsindustrie, Glas-, Baugewerbe, vielleicht auch Maschinen...

Die Gefahr, daß das System sich durchsetze, ist freilich nicht allzu groß. Sie besteht höchstens dort, wo Arbeiter zur Verfügung stehen, die den Nutzen der Organisation und ihre Notwendigkeit noch nicht erkennen. Und auch dort wird es nur dazu beitragen, die Arbeiter aufzurütteln. Bei Bata selbst kracht es schon im Gebäl. Es wird harter Kämpfe bedürfen, der Ausbeutung der Bata-Arbeiter Schranken zu setzen. Es wird daher Sache der europäischen Arbeiterzunft sein müssen, den „Bataismus“, eine balkanisierte Ausgabe des „Fordismus“, kennen zu lernen, um ihm schon in den Anfängen begegnen zu können.

Der neue Ölkonflikt

Der russisch-englische Ölkonflikt ist kaum aus der Welt geschafft, als schon neue Gegenstände den vorläufigen „Eisfrieden“ bedrohen. Diesmal ist es die französische Ölpolitik, die sich durch die jüngste Entwicklung gefährdet sieht. Frankreich hat einen außerordentlich großen Bedarf an Öl und Ölprodukten; sein Verzehrsbedarf steigt insbesondere durch den gewaltigen Aufschwung des Automobilabbaus. Für die eingeführten Ölprodukte bezahlt Frankreich jährlich 3 bis 4 Milliarden. Gegenwärtig wird Frankreich von den amerikanischen-englischen und holländischen Ölmonopolen beliefert, doch sind auch das billigere russische Öl einen guten Absatz. Um sich von den ausländischen Ölrusts unabhängig zu machen, hat das französische Kapital seit Jahr und Tag eine eigene Ölproduktion angestrebt und wurde darin durch die Regierung eifrig unterstützt. In Rumänien wie in Polen erwarb das französische Kapital eigene Quellen, und gerade in der letzten Zeit wurde kein Stütz in diesen Ländern sehr erheblich vermehrt. Das Öl aus Rumänien und Polen konnte jedoch nur einen Bruchteil des französischen Ölbedarfs decken. Die großen Hoffnungen wurden nun nicht auf diese, sondern auf die mesopotamischen Ölfelder gesetzt. Als sich die Siegermächte nach dem Krieg in die Beute teilten, erhielt das französische Kapital eine Beteiligung von 25 vH an den gewaltigen Ölfeldern um Mosul. Indessen konnte man mit der Ausbeutung dieser Ölfelder insofern der Ungewissheit der neuen Besitzer nicht beginnen. Außer dem französischen sind das amerikanische und das englisch-holländische Kapital sowie ein Teil der Ölfelder über als Einzelne leiter Vermögensgegenstände 5 vH der Aktien erhielt an den mesopotamischen Ölfeldern beteiligt. Erst am Anfang des Jahres wurde eine Einigung erzielt; nunmehr hieß es, daß die Produktion — nebst den erforderlichen Forderungen — demnachst aufgenommen werden wird. Als bald meldete sich der erste Konflikt wegen der Kohleleitung zum Transport des Öls zum Meer: das englische Kapital wollte die Leitung über Palästina (englisches Mandatsgebiet) zum Hafen Haifa leiten, während das französische sie über das französische Mandatsgebiet Syrien oder zu den Kaiserstädten Alexandrette oder Beirut führen wollte. Nach heftigen Auseinandersetzungen, die auch von der Diplomatie der beteiligten Länder unterstützt wurden, legte der englische Vorschlag: es wurde beschlossen, die Kohleleitung über Palästina nach Haifa zu führen. Haifa soll mit Irak (Mesopotamien) wie mit Syrien durch Eisenbahnen, die mit englischem Kapital unter Vermeidung Syriens gebaut werden sollen, verbunden werden: ein weiterer Grund für die Ungewissheit des französischen Kolonialkapitals wie der staatlichen Machtbestrebungen.

Kürzlich erfolgten Verhandlungen zwischen dem in Mosul beteiligten amerikanischen und englischen Kapital mit dem Zweck, die Ölfeldern im Hinblick auf die bestehende Überproduktion an Öl vorläufig überhaupt nicht auszunutzen. Die Einschränkung der Erzeugung, die von den Ölfeldern schon seit längerer Zeit, wenn auch bisher mit nicht allzu großem Erfolg angestrebt wurde, soll sich auch auf Mesopotamien, wo die Produktion noch nicht einmal aufgenommen wurde, erstrecken. Das französische Ölkapital wie die hinter ihm stehende Regierung wurde ob dieser Pläne in große Aufregung versetzt. Würde doch vom Verzicht auf die mesopotamische Produktion gerade die französische Ölversorgung betroffen werden. Der Ausgang des neuen Ölkonflikts ist noch unklar, zumal noch zwischen dem englischen und amerikanischen Ölkapital Gegenstände in bezug auf die mesopotamische Ölproduktion bestehen.

Ansteigen der englischen Arbeitslosigkeit

Unter den großen europäischen Ländern hat England in der Nachkriegszeit am schwersten unter der Arbeitslosigkeit zu leiden gehabt. Mitte 1924, zur Zeit der Arbeitererregungen, waren rund eine Million Menschen arbeitslos, das heißt etwa 13 vH der etwa 7,8 Millionen Beschäftigten. Seitdem stieg die Arbeitslosigkeit bis zum Frühjahr 1927 ununterbrochen, erreichte im September 1928 die Zahl von 1,4 Millionen (18 vH), während des Bergarbeiterstreiks sogar die Höchstzahl von 1,8 Millionen (24 vH), ohne Ein-

rechnung der Streikenden. Zwischen Februar 1927 bis März dieses Jahres lag dann die Besserung; die Arbeitslosigkeit konnte auf etwa eine Million Arbeiterlos — gemessen an deutschen Verhältnissen noch immer eine ungewöhnlich hohe Zahl! — herabgedrückt werden. Aber seither verhält es sich wieder so wie zuvor. Ende April dieses Jahres ist die Arbeitslosenzahl bereits wieder 1.127.000, im Mai 1.168.000, im Juni 1.278.000 und Ende Juli 1.954.000 = 11,7 vH der Beschäftigten. Der Zuwachs betrifft fast ausschließlich die Schwerindustrie, die auch schon bisher die meisten Arbeitslosen auswies. Fast die Hälfte des Zuwachses entfällt auf den Bergbau, etwa ein Viertel auf die Baumwollspinnereien, der Rest auf Schiffbau und Schiffsmaschinenbau.

Die ganze Dürftigkeit dieser Zustände wird aber erst deutlich, wenn man die Zahl der in Armenhäusern lebenden und daher nicht mehr aus der Versicherung unterstützten Arbeitslosen und Arbeitsunfähigen hinzurechnet, die seit Mitte 1924 etwa eine Million beträgt, gegenwärtig aber, trotz scharfer Handhabung der Fürsorgebestimmungen, um eine weitere Viertelmillion auf 1 1/2 Millionen angewachsen ist. Die Arbeitslosigkeit traf vor allem die Erwachsenen, weniger die jugendlichen Arbeiter, unter denen sie nur um 6 vH, während sie unter den Erwachsenen um 17 vH zunahm. Die einzelnen Bezirke Englands sind von der Arbeitslosigkeit sehr verschieden betroffen; während in den Kohlengebieten von Durham und Northumberland die Arbeitslosigkeit 24 oder 20,8 vH ausmachte, finden wir in Wales, dessen durchschnittliche Arbeitslosigkeit 25 vH beträgt, Gebiete mit 50 vH, ja sogar Dreifachten mit 80 vH Arbeitslosigkeit. London, Süd- und Mittelengland sind dagegen von einer anormalen Arbeitslosigkeit völlig frei und stehen weit hinter dem Durchschnittsmaß Englands zurück. Für London ergibt sich eine Arbeitslosigkeit von 5,9 vH, für Groß-London von 6,3 vH. Das um London herumliegende Gebiet Südenglands enthält aber vor allem die blühenden neuen Industrien, wie Auto-, Elektro-, Radio- und Kunstfaserindustrie, die sich gemäß einer seit etwa zwanzig Jahren beobachteten Wanderung der Industrie nach dem Süden hier angehebelt haben, so daß heute das um London liegende Gebiet Südenglands mehr als 46 vH aller Versicherungspflichtigen umfaßt.

Reaktionäre Regelung des Schlichtungswesens in Australien

Im australischen Bundesparlament, das gegenwärtig von einer bürgerlichen Mehrheit beherrscht wird, hat der Regierungsentwurf zur Neuregelung des Schlichtungswesens Annahme gefunden. Das neue Gesetz will den Machtbereich der Schlichtungsausschüsse erweitern und Streiks in Fällen, für die ein Schlichtungsanspruch besteht, verbieten. Doch sind die Methoden, wie in Zukunft Schlichtungsprüfungen gefaßt werden sollen, diesmal stark arbeitserfreundlich. Insbesondere die Vorschrift, daß die Schlichtungskammern bei ihrem Schlichtungsanspruch die vorläufigen Wirkungen des Tarifvertrags berücksichtigen sollen, sowohl in bezug auf die betreffende Industrie wie auf die ganze Volkswirtschaft. An sich wäre wohl die Berücksichtigung der allgemeinen Wirtschaftslage wie der Lage im betreffenden Industriezweig am Platz. Da aber Lohnsteigerungen gewöhnlich zu Preissteigerungen führen, auch dann, wenn sie vermeintlich wären, so hat die Schlichtungskammer durch das neue Gesetz die Handhabe, sämtliche Lohnforderungen abzuweisen. Die Bewegungsfreiheit der Gewerkschaften wird nach dem neuen Gesetz in schärfster Weise eingegrenzt. Das Gesetz gibt bereits zehn Gewerkschaftsmitgliedern das Recht, für die Ablehnung einer jeden Entscheidung einer Gewerkschaft eine geheime Urabstimmung zu fordern, entweder bei der Leitung der betreffenden Gewerkschaft oder aber bei der Schlichtungskammer. In letzterem Fall müssen die Namen der Gewerkschaftsmitglieder geheimgehalten werden. Auf Grund dieses Gesetzes vermögen also zehn Mitglieder, die womöglich gerade zu diesem Zweck in die Gewerkschaft eintreten oder von den Unternehmern dorthin geschickt werden, die Beschlüsse der Gewerkschaften zu verzögern und deren Durchführung dadurch in häufigen Fällen auch zu vereiteln.

Aus Sowjetrußland

Betriebsuntersuchung der Arbeiterschaft

Unter der Überschrift: „Betriebsuntersuchungen sind überflüssig“, bringt der Trud (Nr. 102) eine Zuschrift, die einen Zustand offenbart, den man in einem Arbeiterstaat nicht vermuten sollte. Es erweist sich, daß in den russischen Industriebetrieben die Arbeiter beim Verlassen des Betriebes regelmäßig einer Betriebsuntersuchung unterzogen werden. Über diese höchst unwürdigen Zustände heißt es in der Zuschrift: „Die Praxis hat erwiesen, daß es bei den Betriebsuntersuchungen, die beim Verlassen des Betriebes und von Zeit zu Zeit während der Arbeitszeit vorgenommen werden, niemals gelingt, größere Diebstahle aufzudecken. Die Untersuchungen finden bei dieser Gelegenheit Dinge wie Nägel, ein Viertelmeier Stößel, Medizinflaschen und ähnliche Kleinigkeiten. Zur Aufdeckung solcher Verbrechen werden aber große Mittel verausgabt und man verläßt sich fast ganz der Einsicht, welche eine Entbehrung für die Menschenwürde solche Betriebsuntersuchungen darstellen. Sie beunruhigen die Arbeiter und Arbeiterinnen und führen außerdem häufig zu Erkältungskrankheiten, weil die Arbeiter zum Beispiel mit kaltem Wasser im Zugwind auf den Straßen stehen müssen, solange untersucht wird, ob nicht in den Eiseisen etwas versteckt ist. Auf diese Weise wird der Arbeiter gewissermaßen an den Schandpfahl geschraubt. Dagegen unternehmen die Verwaltungen gar nicht zur Verhütung großer Diebstahle, wie ganzer Eide mit Stoffen. Derartige Diebstahle sind noch niemals von den Untersuchungsanschlüssen entdeckt worden, sondern nur von der Arbeiterschaft selbst.“

Kirchen werden gebaut

Unter dieser Überschrift bringt der Trud (Nr. 157) einen Bericht aus Keningrad, in dem über den Mangel an Arbeitskräften im Marwanjens-Stadtbezirk Beschwerde geführt und darauf hingewiesen wird, daß zu gleicher Zeit religiöse Gemeinden Kirchen bauen oder instandsetzen. Es heißt in dem Bericht u. a.:

„Im ganzen Bezirk haben die Arbeiter nur einen einzigen kleinen Klub und es ist verständlich, daß damit den kulturellen Anforderungen einer 12.000 Köpfe zählenden Arbeitermasse nicht genügt werden kann und der Verband nicht die Möglichkeit hat, auf die Massen politisch und erzieherisch einzuwirken. Diese Frage hat in letzter Zeit besonders an Bedeutung gewonnen, weil die örtliche Gewerkschaft neuerdings große Aktivitäten entfaltet: Die Kapistens-Gemeinde baut ein großes, 5 Stockwerke hohes Haus und ganz in der Nähe davon wird mit großem Kostenaufwand eine Kirche instandgesetzt. Das örtliche Komitee des Bedarfsarbeiterverbandes hat angeregt, in unserem Bezirk ein großes Arbeiterklubhaus zu bauen und den Obersten Volkswirtschaftsrat ersucht, in den Haushaltsentwurf des keningradischen Bedarfs für das Jahr 1929/30 einen Betrag von 350.000 Rubel für den Bau des Klubhauses aufzunehmen...“

„Daß es nicht überall so unbefriedigend hinsichtlich der Einrichtungen, die der Erhaltung und dem Fortschritt der Arbeiterschaft dienen, bestellt ist, sondern vielmehr gerade auf diesem Gebiete Erfreuliches geschehen worden ist, geht u. a. aus einer Notiz hervor, die aus den Kreisen der Bedarfsarbeiter Mostaus dem Trud (Nr. 157) zugegangen ist:

„Zur Instandsetzung unseres Gartens hatten wir 10.000 Rubel bewilligt erhalten und es ist in der Tat gelungen, den Garten sehr schön anzufassen: Sein Umfang ist erweitert worden und es ist ein neues Sommertheater für 60 Besucher erbaut worden. Der Garten selbst macht einen durchaus erfreulichen Eindruck: Wege und Grabschäden sind angelegt und gut gepflegt. Für die Kinder ist ein besonderer Spielplatz eingerichtet. Es besteht tatsächlich die Möglichkeit, sich im Garten zu erholen.“

